

2. Theoretische Rahmung und Forschungsstand

Der Diskurs über *Frauen, Frauen und Männer, Gleichstellung, Unterschiede der Geschlechter, Verhaltensweisen der Geschlechter* und *Frauen in der Wirtschaft* ist sehr breit und interdisziplinär angelegt. Folgend werden zuerst die Theorie und Konzepte Pierre Bourdieus dargestellt, da sein Gedankengut die Grundlage der vorliegenden Arbeit bildet.

Um zu verstehen, welchen Semantiken eine Frau in ihrer Rollenentwicklung, ihren Ansprüchen und somit in einer Führungsposition ausgesetzt ist, muss zuerst ermittelt werden, wie die Geschlechterrollen organisiert sind. In Bezug auf Frauen und den Schweizer Kaderarbeitsmarkt gilt das Augenmerk daher der „Rolle Frau / Frauenrolle“ und wie dieses Konzept und die geschlechtsspezifischen Zuschreibungen, Verhaltensweisen, Erwartungen und Selbstwahrnehmung in eine Kaderposition transportiert werden, resp. eine Frau in eine Kaderposition kommt. Wie zeigt sich der Habitus dieser Frauen, die diese Herausforderung gemeistert haben oder anders formuliert, sich dieser Herausforderung stellen? (Vor-)Überlegungen und das Vorgehen stützen sich dabei auf die von Bourdieu (2005) erforschte symbolische Gewalt des Mannes über die Frau und die daraus resultierende soziale Ordnung. Geschlecht wird als Strukturkategorie moderner Gesellschaft verstanden. Bourdieus Forschung wird dabei aufgegriffen und weiterbearbeitet, denn trotz klarer Unterzahl gibt es Frauen, welche in einer Führungsposition tätig sind und so nicht einen „klassischen weiblichen Habitus“ aufweisen, resp. nicht (nur) dem von der männlichen Herrschaft dominierten weiblichen Habitus entsprechen. Im Folgenden wird der theoretische Horizont der Forschungsarbeit bestimmt und da sich das Forschungsprojekt an den zentralen Begriffen von Pierre Bourdieus Gesellschaftstheorie orientiert, werden diese zuerst vorgestellt. Danach folgen weitere gesellschaftstheoretische Überlegungen zu Geschlecht. Begrifflichkeiten werden geklärt und das Forschungsfeld abgesteckt. Da es eine Fülle an Literatur zum Thema *Geschlechter-*

theorie gibt, aus den verschiedensten Disziplinen, werden Einschränkungen der hiesigen Bearbeitung der Thematik vorgenommen und der Fokus festgelegt. Es folgen weitere Überlegungen zu Frauen und Karriere, welche den Weg ebnen für den Anschluss der hiesigen Forschung zu Frauen im Deutschschweizer Kaderarbeitsmarkt.

2.1 Pierre Bourdieus Gesellschaftstheorie

Pierre Bourdieus wissenschaftliches Arbeiten ist durch eine enge Verknüpfung von Theorie und Empirie gekennzeichnet – eine Soziologie der Praxis. Seine empirischen Erhebungen sind fundiert durch theoretische Vorüberlegungen, welche modifiziert und weiterentwickelt werden. Er beschäftigt sich dabei mit dem zentralen Mechanismus der Persistenz der sozialen Welt. Seine zentralen theoretischen Konzepte und Begriffe wie Habitus und Feld sind als „zwei Zustände des Sozialen“ (Bourdieu 2001: 193) zu verstehen und sind nicht eindeutig festgelegt. So sind sie in verschiedenen Kontexten als soziologische Erkenntniswerkzeuge geeignet (vgl. Krais 2004: 173) und werden auch hier so verwendet. Der Anspruch ist hier dabei nicht, Bourdieus Werke und Wirken umfassend darzustellen. Es werden die hier verwendeten Konzepte dargestellt und das dafür nötige Wissen seines Denkens, seiner Soziologie wiedergegeben. Es wird nicht beansprucht, dies vollständig und umfänglich zu tun. Dies würde den Rahmen der hiesigen Studie übersteigen. Da die vorliegende Arbeit aber an Bourdieus Gedankengut und Konzepte anschliesst, soll seinem Gedankengut genügend Platz eingeräumt werden.

Die Soziologie Bourdieus untersucht das scheinbar Alltägliche und Gewöhnliche und somit Natürliche. Ihn erstaunt die Persistenz der sozialen Welt und ihre Ordnung. Die soziale Welt ist für Bourdieu ein „Ort ständiger Kämpfe um den Sinn dieser Welt“ (Bourdieu & Wacquant 1996: 101). Akteure bringen in sozialen Aushandlungsprozessen Klassifikationen und Differenzsetzungen hervor und schaffen Bedingungen für Anerkennung oder Verweigerung von Anerkennung und verleihen so dem Leben Sinn (vgl. Bourdieu 2001: 309). Vor

diesem Hintergrund fragt Bourdieu, wie in der sozialen Praxis Herrschafts- und Machtverhältnisse über Akte des Klassifizierens konstituiert und perpetuiert werden. Herrschaft versteht Bourdieu als die symbolische Dimension der „Sichtweisen der Welt“, als auch die „Selbstverständlichkeiten unseres Denkens“ (Krais & Gebauer 2002: 10) und somit die Ebene der sozialen Praktiken. Somit zielt Bourdieus Erkenntnisinteresse auf die „[...] Geschichte der gesellschaftlichen Arbeit der Konstruktion der Instrumente zur Konstruktion der sozialen Realität“ (Bourdieu & Wacquant 1996: 271).

Bourdieu interessiert sich insbesondere für Herrschaft, Kultur und soziale Ungleichheit. Insbesondere die symbolische Herrschaft als symbolische Gewalt bekommt einen zentralen Stellenwert.¹ Über diese kommt es zur (Re-)Produktion und Stabilisierung sozialer Ungleichheit und Herrschaft. Dies wird hauptsächlich über Kultur geleistet, bzw. über die symbolischen Dimensionen des sozialen Lebens, die Sinnbezüge, Weltansichten und selbstverständliche Denkweisen vermitteln. Die Begrifflichkeit symbolische Herrschaft benützt Bourdieu dabei synonym zu symbolischer Gewalt oder symbolischer Macht.² Die symbolische Herrschaft hat die Grundeigenschaft, dass ihr Repressionsgehalt weder unmittelbar bewusst wird, noch offen ersichtlich ist. Es handelt sich dabei um eine „sanfte Gewalt“ bzw. Herrschaft über die „Köpfe und Herzen“ (Krais 2004: 186), welche insbesondere in kulturproduzierenden Institutionen wie das öffentliche Bildungswesen, Kirchen, Parlamenten, Medien, in Literatur- und Kunstbetrieben sowie in den Wissenschaften auftritt und verbreitet wird. Das heisst in Institutionen, welche im Allgemeinen als zweckfrei oder besonders herrschafts-

¹ Auch wenn Bourdieus Werke und Wirken noch zahlreiche weitere Aspekte bearbeiten und geprägt haben, wird hier die symbolische Herrschaft fokussiert, da diese den Kern der vorliegenden Arbeit bildet.

² Als Symbol wird hier im Allgemeinen ein Zeichen verstanden, das auf etwas anderes verweist. Unter dem Begriff „symbolisch“ bezieht man sich im Wesentlichen auf Verweisungssysteme, Strukturen und Ordnungen, wie etwa in einer Sprache, eine Logik der Äquivalenz (vereinheitlichende Verdichtung) und der Differenz (vgl. Moebius 2003). Das heisst, dass es sich immer um differenziell konstruierte Relationen handelt, d.h. ihr Sinn und ihre Funktion werden nur durch die Verweisung, Beziehung und die Unterscheidung zu anderen Elementen/Zeichen/Positionen hergestellt, von denen sie in ihrer Relationalität konstitutiv abhängen.

freie Gebiete wahrgenommen werden. Die symbolische Gewalt wird dann unsichtbar, wenn die Symbole selbst einen spezifischen Erkennungswert für die Betroffenen haben. Wenn also die Beherrschten die Herrschenden als solche akzeptieren. „Die Symbole haben die Aufgabe, bei den Betroffenen Sinndeutungen auszulösen, die die Akzeptanz von gesellschaftlicher Macht zur Folge haben. Symbolische Gewalt ist also ein Prozess, der, um mit Bourdieu zu sprechen, sowohl ein Erkennen bzw. Anerkennen (*reconnaissance*) als auch ein Verkennen (*méconnaissance*) hervorruft“ (Peter 2004: 49). Diese paradox anmutende Anerkennung von Herrschaft bei gleichzeitiger Verkennung, bezeichnet Bourdieu als „symbolische Alchemie“ (Bourdieu 1998a: 169ff.). Die symbolische Macht dringt dabei in den Körper der Individuen ein und manifestiert sich dort. Sie wird als selbstverständlich und natürlich wahrgenommen. In der Relation der Geschlechter, den (Macht- und Herrschafts-)Verhältnissen zwischen Männer und Frauen, kann dieses Phänomen untersucht werden. Bourdieu (2005) bearbeitet dies in seinem Werk *Die männliche Herrschaft* und es soll auch hier am vorliegenden empirischen Material untersucht werden. Bourdieu benutzt dazu unter anderem den Begriff des Habitus, der folglich ausgeführt wird. Da es um die Erforschung des weiblichen Habitus geht, wird dieser bereits als solcher verarbeitet.

2.1.1 Habitus

Der Habitus kann als Schemata beschrieben werden, wobei diese Schemata „[...] als Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmatrizen aller Mitglieder der Gesellschaft“ verstanden werden, „als historische Transzendentalien, die, da sie allgemein geteilt werden, sich jedem Akteur als transzendente aufzwingen“ (Bourdieu 2005: 63). Durch die ständige Reproduktion des Habitus im gesellschaftlichen und einzelnen Handeln erhält der Habitus so den Status einer Objektivität des Alltagsverstands (vgl. ebd.). Dieser praktische Konsens der Meinungen über den Sinn von Praktiken wird als natürlich angesehen und ist daher dem Bewusstsein nicht zugänglich.

Der praktische Sinn als Natur gewordene, in motorische Schemata und automatische Körperreaktionen verwandelte gesellschaftliche Notwendigkeit sorgt dafür, dass Praktiken in dem, was an ihnen dem Auge ihrer Erzeuger verborgen bleibt und eben die über das einzelne Subjekt hinausreichende Grundlagen ihrer Erzeugung verrät, *sinnvoll*, d.h. mit Alltagsverstand ausgestattet sind. Weil die Handelnden nie genau wissen, was sie tun, hat ihr Tun mehr Sinn, als sie selber wissen. (Bourdieu 1987: 127; Hervorhebung im Original)

Bourdieu (1987: 122) bezeichnet diesen praktischen Sinn auch als einen „Sinn für das Spiel“. Mit Spiel ist das ernste soziale Geschehen im Allgemeinen gemeint. Die „Spiel-Räume“ bezeichnet Bourdieu als Felder des sozialen Raums, mit den je spezifischen „Spiel-Regeln“. Diese Idee sei hier bereits erwähnt und wird im Verlauf der vorliegenden Arbeit weiter ausgeführt.

Bewusstsein ist daher immer schon geprägt durch den Habitus. Dieser ist wiederum immer auch schon vergeschlechtlicht. Das heisst Bewusstsein und Struktur im Habitus sind immer schon miteinander verschränkt (vgl. Jäger et al. 2012: 28). Bourdieu behandelt dies als eine konstitutive Verschränkung zwischen Objektivem und Subjektivem, zwischen Strukturellem und Individuellem (vgl. Bourdieu 1990b), was zentral für die Gesellschafts- und somit Geschlechterordnung ist. Dieser Habitus der Männer und Frauen funktioniert nach einer bestimmten symbolischen Ordnung, nämlich nach dem Prinzip der männlichen Herrschaft (vgl. Bourdieu 2005). Spricht man vom Habitus, impliziert dies immer verschiedene Schemata, dennoch ist der Habitus ein Singular. Man hat nur einen Habitus und nicht mehrere. Daher wird es auch in der vorliegenden Arbeit abgelehnt den Begriff Habitusformen zu verwenden. Es gibt nicht verschiedene Habitus oder Habitusformen (vgl. Krais & Gebauer 2002: 7) und spricht man vom weiblichen Habitus, ist dies als Schema, als Komplexitätsreduktion zu verstehen und nicht als Spezial-Habitus (vgl. Krais 2011: 39f.). Krais argumentiert weiter, dass es offensichtlich ist, dass Bourdieu eine „Reifizierung der geschlechtsbezogenen Dimension des Habitus in Form eines eigenständigen „Geschlechtshabitus“ vermeiden will“ (ebd.). Der Habitus ist kein kognitives Wissen, sondern wir besitzen ihn in Form von Gewohnheiten (vgl. Krais & Gebauer 2002: 28). So ist der weibliche Habitus als Habitus der Frau in einem allgemeinen Sinne zu verstehen. Geschlecht kann als fundamentale Dimension

des Habitus verstanden werden. Männer und Frauen werden dabei als polarer Gegensatz und nicht als Klassifikationssystem (mit Abstufungen oder Möglichkeiten) konstruiert (vgl. a.a.O.: 49f.). Dieser Geschlechterhabitus zeigt eine spezifische Struktur und Organisation der gesellschaftlichen Ordnung als symbolische Ordnung und deren Macht- und Herrschaftsverhältnisse. Der Habitus kann als „System dauerhafter und übertragbarer Dispositionen“ verstanden werden, die als „Erzeugungs- und Ordnungsgrundlage für Praktiken und Vorstellungen“ fungieren (Bourdieu 1987: 98). Unter Dispositionen sind die im Habitus einverleibten gesellschaftlichen Strukturen und Herrschaftsbeziehungen zu verstehen. Somit gibt der Habitus Aufschluss über die Denk-, Wahrnehmungs-, Verhaltens- und Beurteilungsschemata eines Individuums. Er ist etwas „[...] Gewordenes, opus operatum; er ist geronnene Erfahrung, Produkt der Geschichte des Individuums, inkorporierte, zur Natur gewordene Geschichte. In ihm wirkt, wie Bourdieu sagt, die ganze Vergangenheit, die ihn hervorgebracht hat, in der Gegenwart fort. [...] Zugleich ist er *modus operandi*, ein generierendes Prinzip jener regelhaften Improvisationen, die man auch gesellschaftliche Praxis nennen kann“ (Krais 2004: 192). Somit ist in allem Gesagten, Gelebten und Gedachten der Habitus im Sinne einer strukturierenden und strukturierten Struktur, welche sich reziprok selbst reproduziert, immanent. Durch die genaue Analyse kann dieser Habitus, hier der Habitus von weiblichen Kaderarbeitskräften, herausgearbeitet, aufgedeckt und analysiert werden. „Diese strukturierenden Strukturen sind historisch konstituierte, willkürliche Formen im Sinne von Saussure oder Mauss, Formen, deren historische Genese aufweisbar ist“ (Bourdieu 2001: 220). Der Habitus-Begriff korrespondiert mit dem Begriff des *Feldes* und des *Kapitals*, die im folgenden Kapitel ausgeführt werden. Daher drückt der Habitus immer auch soziokulturelle Ungleichheiten und Differenzierungen aus, welche in der Praxis auch immer wieder von Neuem reproduziert werden. Der Habitus reproduziert die gesellschaftlichen Existenzbedingungen bzw. Strukturen, auf die er zurückgeht (vgl. Bourdieu 1982: 279).

Unter der Betrachtung von Machtverhältnissen ist zu erkennen, dass im Habitus die Bereitschaft zur Anerkennung der Herrschenden (oder Überlegenen),

bei gleichzeitiger Verknennung der Machtverhältnisse, bereits eingeschrieben ist. Symbolische Herrschaft vollzieht sich daher unsichtbar, als Unbewusstes mit Hilfe des und überhaupt durch den Habitus.

Diese Unterordnung [unter die symbolische Herrschaft] hat nichts von einer Beziehung ‚freiwilliger Knechtschaft‘, und dieses Einverständnis verdankt sich nicht bewußter und überlegter Zustimmung; es wird selbst von einer Macht bewirkt, die sich in Form von Wahrnehmungsschemata und Dispositionen (zu achten, zu bewundern, zu lieben usw.) den Körpern der Beherrschten auf Dauer einbeschrieben hat, das heißt in Form von Glaubensinhalten, die für bestimmte symbolische Bekundungen wie etwa öffentliche Vorführungen der Macht *empänglich* machen. (Bourdieu 2001: 219.; Hervorhebungen im Original)

Symbolische Herrschaft ist daher nur wirksam, wenn Herrschende und Beherrschte über die gleichen Beurteilungs-, Denk- und Deutungsschemata verfügen – den gleich geprägten Habitus. Symbolische Herrschaft benötigt daher immer die beidseitige Anerkennung der Herrschaftsverhältnisse, resp. ist nur so gültig und wirkmächtig. „Von symbolischer Herrschaft oder Gewalt sprechen heißt davon sprechen, daß der Beherrschte, von einem subversiven Aufruhr abgesehen, der zur Umkehrung der Wahrnehmungs- und Bewertungskategorien führt, dazu tendiert, sich selbst gegenüber den herrschenden Standpunkt einzunehmen“ (Bourdieu 2005: 202). Es kann hier ein Paradox ausgemacht werden, da die Dominierten zu ihrer eigenen Unterwerfung beitragen und die symbolische Gewalt dadurch gleichsam eine magische Kraft erhält (vgl. Moebius 2011: 59). Und dies, „[...] da sie als Ergebnis einer „magischen“ Verwandlung von objektiver gesellschaftlicher Macht in symbolische Macht Herrschaftsbestrebungen und Machtpositionen als ihr vermeintliches Gegenteil erscheinen lässt, sei es als selbstlose Liebe (Kirchen und Wohlfahrtsverbände), als natürliche Gegebenheit (wie die „männliche Herrschaft“) oder wie „durch Zufall“ erlangte Errungenschaften“ (ebd.). Habitus und Machtverhältnisse sind daher eng miteinander und durcheinander verwoben. Der Habitus ist dabei nach feldspezifischen Prinzipien strukturiert. Er wird stets in und durch Praxis erworben, daher ist die Distinktionslogik des jeweiligen Feldes ausschlaggebend und wird im nächsten Kapitel bearbeitet.

2.1.2 Sozialer Raum und Felder

Die sozialen Räume und Felder sind bei Bourdieu die Orte sozialer Praxis und Konflikte, sowie auch sozialer Reproduktion und Wandel (vgl. Blasius 2013: 201). Sozialer Raum meint dabei nichts Territoriales, oder einen Lebensraum einer bestimmten Gemeinschaft, sondern allgemein die soziale Welt – die Gesellschaft. Raum fungiert dabei als Metapher zur Vorbeugung „[...] einer substantialistischen bzw. essentialistischen Spontantheorie“ (Schultheis 2004: 16). Raum kann als relationales Gefüge von Positionen begriffen werden, der nichts anderes ist als das Beziehungsverhältnis von Objekten zueinander. Es handelt sich dabei also um ein Ensemble von Positionen, die durch Relationen von Nähe und Entfernung bestimmt sind (vgl. Bourdieu 1998a: 18). Raum ist bei Bourdieu daher keine Fläche oder ein Gefäß, sondern viel mehr eine Verflechtung von Beziehungen. Innerhalb des sozialen Raums sind Felder auszumachen. Jedes Feld folgt dabei seiner eigenen Logik und zeichnet sich durch ein feldspezifisches Unterscheidungsprinzip aus. Mit diesen werden Bewertungen vorgenommen, Positionen zugeschrieben, Ereignisse gedeutet und Probleme behandelt. Ein Feld kann daher als autonomes soziales Universum beschrieben werden. Die Felder des sozialen Raums entsprechen den Teilsystemen der Gesellschaft, wie sie auch in der Systemtheorie (vgl. Luhmann 1997) konzipiert sind. Zum Beispiel das Feld (oder Funktionssystem nach Luhmann 1997) der Wirtschaft, der Politik, der Wissenschaft, der Kunst, der Religion usw.³

Innerhalb von sozialen Feldern beschreibt Bourdieu, dass die Akteure um soziale Positionen konkurrieren, da spezifischen Interessen und Interessensobjekten nachgegangen wird (vgl. Bourdieu 2004: 107ff.). Dies hat zur Folge,

³ Hier ist festzuhalten, dass Bourdieu selbst hervorhebt, dass seine Theorie der Praxis und die Systemtheorie nur „oberflächliche Ähnlichkeiten“ aufweisen (vgl. Bourdieu & Wacquant 1996: 134). Es zeige sich bei genauerer Betrachtung, dass sie in mehrfacher Hinsicht „radikal verschieden“ (ebd.) seien und sein Begriff des Feldes funktionalistische Erklärungen ausschliesse. Der Vergleich beider Theorien wird hier daher nur herangezogen, um Bourdieus Begriffe des *Sozialen Raums* und des *Feldes* zu veranschaulichen, ohne weitere Implikationen zu beanspruchen.

dass sich gewisse soziale Strukturen etablieren. Ein sozialer Raum ist daher nicht nur durch Differenzen der Akteure gekennzeichnet (Verfügung über Ressourcen), sondern eben und vor allem durch Relationen der Akteure untereinander und deren impliziten relativen Positionen zueinander. Folglich wird die Arbeitswelt (Wirtschaft) als soziales Feld beschrieben und bearbeitet. Ein Feld setzt einen bestimmten Blickwinkel auf die Dinge voraus, unter dem die soziale Welt beobachtet wird. Ein Feld kann daher als ein Standpunkt und eine Perspektive beschrieben werden, in der ein Bild von der sozialen Welt und damit die soziale Welt selbst konstruiert wird (vgl. Bourdieu & Wacquant 1996: 134). Ein Feld ist „[...] ein Ort von Kräfte- und nicht nur Sinnverhältnissen und von Kämpfen um die Veränderung dieser Verhältnisse, und folglich ein Ort des permanenten Wandels“ (a.a.O.: 134f.). Die Kohärenz des Feldes kann als „[...] ein Produkt von Konflikt und Konkurrenz und kein Produkt irgendeiner immanenten Eigenentwicklung der Struktur“ (Bourdieu & Wacquant 1996: 135) verstanden werden.

Es besteht ein unmittelbares Verhältnis zwischen den Feldern und dem Habitus. Ein Feld kann wie bereits erwähnt auch als ein bestimmtes Spiel bezeichnet werden: Der Habitus als abgestimmte Distinktion auf in einem (Spiel-)Feld vorherrschenden Prinzipien (Spielregeln). Die Struktur des jeweiligen Feldes (Spiels oder Spielfeldes) und seine Logik werden durch symbolische Praktiken produziert, die von den Dispositionen des Habitus generiert werden. Dies kann als praktischer Glaube an das Spiel (Feld) bezeichnet werden. Dass es das Spiel überhaupt wert ist, gespielt zu werden. So zum Beispiel das Feld oder eben Spiel der Wirtschaft; zum Beispiel Karriere zu machen, sich beruflich erfolgreich zu positionieren, sind symbolische Praktiken, die einer bestimmten Struktur und Logik folgen. Es kommt zu einer Art „Illusio“ (vgl. Bourdieu 1998a: 140f. & 1987: 122) die dafür sorgt, dass was in einem Feld geschieht, als selbstverständlich erscheint. „Das Maß der Entfernung zwischen den verschiedenen Punkten im Raum und damit so etwas wie die Koordinatenachsen des sozialen Raums sind verschiedene Formen von Kapital“ (Lippuner 2012: 130). Die Verteilung von Kapital gibt Auskunft über die Struktur des gesamten Feldes, resp. formt

diese durch die spezifische Wirkung von Kapital (vgl. Bourdieu 1992a: 58). Verschiedene Kapitalarten (Kapitalformen oder -sorten) können daher als hauptsächliche Determinanten der Bestimmung von Positionen im sozialen Raum und/oder Felder bezeichnet werden. Diese werden im folgenden Kapitel vorgestellt.

2.1.3 Kapital

Die Möglichkeit, symbolische Gewalt auszuüben, ist eng verknüpft mit der Verfügbarkeit von Machtressourcen, insbesondere mit „symbolischem Kapital“ (vgl. Bourdieu 1998a: 108ff.). Bourdieu unterscheidet zwischen vier Formen von Kapital: ökonomisches, soziales, kulturelles und symbolisches Kapital.⁴ Dabei spielt das symbolische Kapital eine übergeordnete Rolle in der soziologischen Kapitaltheorie Bourdieus. Doch bevor hier auf das symbolische Kapital eingegangen wird, werden die anderen drei Kapitalformen kurz erörtert. Ökonomisches Kapital (Geld, Einkommen, Eigentum) gibt Auskunft über Besitz- und Verteilungsverhältnisse und kann im weiteren Sinne auch als eine Art Verfügungsmacht über Produkte, Akteure und Deutungen beschrieben werden.⁵ Soziales Kapital bezieht sich auf soziale Beziehungen, seien es festgeschriebene soziale Beziehungen wie zum Beispiel (Arbeits-)Verträge oder aber auch genauso freundschaftliche Verpflichtungen, Verwandtschaft und soziale Netzwerke. Es

⁴ Die Differenzierung in Kapitalarten variiert bei Bourdieu. So spricht er 1983 von drei Kapitalarten, zum Teil von nur zwei Kapitalformen und 1985 von vier Kapitalarten. Auch erwähnt Bourdieu hin und wieder noch weitere Kapitalformen, die in speziellen sozialen Kontexten relevant gemacht werden können. So spricht er zum Beispiel von „wissenschaftlichem Kapital“, welches in zwei verschiedenen Erscheinungsformen im Feld der Wissenschaft zirkuliert (vgl. Bourdieu 1998b): als Reputation und als administrative Kontrollkapazität (Bestimmungsmacht bei der Vergabe von Mitteln oder der Beurteilung von Forschungsvorhaben).

⁵ Nach Bourdieu ist in der modernen bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft nicht nur das ökonomische Kapital für die Ungleichverteilung verantwortlich. Alle Kapitalformen sind dafür bestimmend, da durch sie die Position im sozialen Raum ebenso entschieden wird, resp. geändert werden kann.

geht hier also um Zugehörigkeit zu bestimmten sozialen Gruppen und Institutionen. Beim kulturellen Kapital können drei Dimensionen untergliedert werden: objektiviertes kulturelles Kapital, wie der Besitz von Büchern, Gemälden, Musikinstrumenten etc.; institutionalisiertes Kapital, das sich in Bildungstiteln ausdrückt; und inkorporiertes kulturelles Kapital. Dabei handelt es sich um vom Subjekt verinnerlichte, in Sozialisation und Bildungsinstitutionen erworbene kulturelle und intellektuelle Fähigkeiten und Kompetenzen wie Sprachgefühl, Abstraktionsvermögen oder Wissen.

Das Kapital ist eine der Objektivität der Dinge innewohnende Kraft, die dafür sorgt, daß nicht alles gleich möglich oder gleich unmöglich ist. Die zu einem bestimmten Zeitpunkt gegebene Verteilungsstruktur verschiedener Arten und Unterarten von Kapital entspricht der immanenten Struktur der gesellschaftlichen Welt, d.h. der Gesamtheit der ihr innewohnenden Zwänge, durch die das dauerhafte Funktionieren der gesellschaftlichen Wirklichkeit bestimmt und über die Erfolgchancen der Praxis entschieden wird. (Bourdieu 1992a: 50)

Symbolisches Kapital ist als Verfügung über symbolische Gewalt oder Macht gekennzeichnet. Symbolisches Kapital kann als diejenige Kapitalform beschrieben werden, die jede Art von Kapital annehmen kann, wenn sie als Distinktionsmedium anerkannt wird (vgl. Bourdieu 1998a: 108f.; 1985: 11ff.). Das symbolische Kapital kann als die Summe der anderen drei Kapitalformen beschrieben werden und hat dadurch eine übergeordnete Rolle. Das symbolische Kapital ist in dem Sinne nicht eine weitere Kapitalsorte, sondern es ist die „[...] wahrgenommene und als legitim anerkannte Form der drei [...] Kapitalien“ (Bourdieu 1985: 11). Die Verbindung verschiedener Kapitalien/Kapitalformen wird zur Ressource des symbolischen Kapitals und trägt selbst zu deren Legitimierung bei. Symbolisches Kapital hat daher immer etwas mit gesellschaftlicher Anerkennung und sozialer Macht bzw. sozialer Gewalt zu tun und verleiht daher Prestige, Reputation, Ehrenzeichen, Privilegien und Positionen. Das symbolische Kapital ist besonders wichtig, weil es die Bedeutung der anderen Kapitalarten verstärkt. So kann ein Diplom als institutionalisiertes kulturelles Kapital eine symbolische Macht ausüben, die man nicht allein auf das inkorporierte Kapital des Diplomierten zurückführen kann. Das symbolische Kapital hat aber nur

innerhalb eines spezifischen Feldes Wirkkraft und ist darum kaum in ein anderes Feld transferierbar. Es hat den Charakter eines Verstärkers oder Machtmittels und kann nur dort erfolgreich eingesetzt werden, wo es von den Kontrahenten als überlegen erkannt und anerkannt wird.

Symbolisches Kapital unterscheidet sich zusätzlich von den anderen Kapitalformen, da es sich nicht ausschliesslich im sozialen Raum, sondern auch in den Lebensstilen wiederfindet. Bourdieu (2005) zeigt so zum Beispiel in *Die männliche Herrschaft* wie das symbolische Kapital als symbolische Gewalt genutzt werden kann. Das Verfügen über Kapital lässt auch die Zugehörigkeit zu den gesellschaftlichen Schichten/Klassen (Herkunft) und den dort geprägten Habitus erkennen. So kommt es auch zu Distinktions- und Legitimationsstrategien der verschiedenen Klassen (vgl. Bourdieus 1982). Alle drei bisher genannten Kapitalformen können in symbolisches Kapital transformiert werden (vgl. Bourdieu 1998a: 150). Und auch das symbolische Kapital ist in andere Kapitalformen konvertierbar. Zum Beispiel kann ein Sportler, der ein hohes soziales Ansehen geniesst, an hoch dotierte Werbeverträge kommen und so sein ökonomisches Kapital vergrössern. Oder jemand, der über viel ökonomisches Kapital verfügt, kann zum Beispiel durch den Erwerb von Kunst sein kulturelles Kapital erweitern. Dies korreliert in beiden Fällen mit symbolischem Kapital. Es geht also immer auch um Prestige und Renommee, die dem symbolischen Kapital innewohnen. Die verschiedenen Kapitalformen sind somit konvertierbar, aber nicht beliebig austauschbar. So kommt es zu einem Kampf um die Geltung von Kapital und um den „Wechselkurs“ zwischen den verschiedenen Kapitalsorten. Dies ist wiederum abhängig vom jeweiligen Feld. Durch das symbolische Kapital können so Unterschiede der Akteure als natürlich und selbstverständlich erscheinen. Renommee, Prestige und die Ehre verleihen der Macht, welche das symbolische Kapital mit sich bringt, eine Art Evidenz. So wird das symbolische Kapital von Akteuren eingesetzt, um ihre Sicht der sozialen Welt durchzusetzen. Die Verfügung über symbolisches Kapital hat daher immer etwas mit Macht zu tun, welche man proportional dazu besitzt. Das heisst, das symbolische Kapital wirkt immer nur dann, wenn beide Seiten eines Machtverhältnisses die gleiche

Anerkennung dieses mitbringen. Symbolische Macht kann genau dann auch zur Basis für symbolische Gewalt werden. Als Benennungsmacht verleiht das symbolische Kapital vor allem „[...] ein Akt symbolischer Durchsetzung, der – weil von einem Mandatsträger des Staates, Inhaber des *Monopols über die legitime symbolische Gewalt*, vollzogen – auf die ganze Stärke des Kollektivs, des Konsens, des *common sense* bauen kann“ (Bourdieu 1985: 23f.; Hervorhebungen im Original).

„Die Logik der offiziellen Nomination manifestiert sich sehr anschaulich über den Adels-, Bildungs- oder Berufstitel, der als ein institutionalisiertes kulturelles Kapital nicht nur legitim ist, sondern als juristisch abgesicherte Bezeichnung auch legal ist, d.h. ein symbolisches Kapital darstellt“ (Jurt 2012: 36). Symbolisches Kapital wirkt natürlich und legitimierend und ist als solches nicht immer gleich erkennbar. Und: „Es ist unter derartigen Umständen nur folgerichtig, wenn die Akteure auf praktische wie symbolische Strategien zur Maximierung des symbolischen Gewinns von Nominierung und Namensgebung zurückgreifen“ (Bourdieu 1985: 25). Als übergeordnetes Kapital ist das symbolische Kapital am wirkmächtigsten und begehrtesten. Anhand des Kapitalbegriffs lässt sich gut erkennen, wie Bourdieu die gesellschaftlichen Machtdynamiken erfasst und die Transformation von Macht und dadurch Herrschaft als Ordnung in der Gesellschaft erfasst und bearbeitet. Durch den Kampf um Positionen in den Feldern und die Verfügung über Kapital, kommt es zu einer bestimmten gesellschaftlichen Ordnung, bestimmten Macht- und Herrschaftsverhältnissen. Diese sind wiederum im Habitus erkennbar, resp. werden dort als strukturierende Struktur reziprok strukturiert. Durch das als natürlich und legitim Erscheinen der Verfügung über Kapital und inhärente Macht- und Herrschaftsverhältnisse, kann auch eine gesellschaftliche Ordnung als legitim, normal und natürlich empfunden werden, wodurch kaschiert wird, dass sie auf Machtverhältnissen beruht. Im folgenden Kapitel soll daher veranschaulicht werden, wie Akteure in Feldern um die verschiedenen Kapitalformen und Positionen konkurrieren und sich dadurch bestimmte Machtverhältnisse abzeichnen. Dafür wird der Begriff der *symbolischen Ordnung* eingeführt. Bourdieus Theorie des Sozialen

ist um einiges komplexer als hier dargestellt. So erarbeitet er anhand dieser Begriffe auch seine umfangreiche Klassentheorie. Anhand seiner Analysewerkzeuge können Klassen und Felder untersucht werden. Hier wird bewusst nur auf das Feld der Wirtschaft eingegangen und auf dessen Bezug zu Kapital und Habitus. Es wird nicht auf seine Untersuchungen der Klassenverhältnisse eingegangen, sie sollen aber an dieser Stelle mitreflektiert werden. Da es sich bei der vorliegenden Analyse um Frauen im Kaderarbeitsmarkt handelt, ist dies „klassentheoretisch“ bereits sehr voraussetzungsvoll, resp. deren Sozialisation (Lebenschancen und Lebensstil). Zu Bourdieus umfangreicher Analyse zu Klassenunterschieden siehe sein Werk *Die feinen Unterschiede* (Pierre Bourdieu 1982).

2.1.4 Symbolische Gewalt und Symbolische Ordnung

Die Verfügung über die verschiedenen Kapitalformen und der zuvor beschriebene Habitus, der damit korrespondiert, zeigen eine spezifische Struktur und Organisation der gesellschaftlichen Ordnung als symbolische Ordnung. Dieser symbolischen Ordnung liegen verschiedene Macht- und Herrschaftsverhältnisse zugrunde. Macht- und Herrschaftsverhältnissen liegt wiederum eine symbolische Gewalt zugrunde, die durch symbolisches Kapital als natürlich, legitim und somit als *normal* erscheint.⁶ Symbolische Gewalt ist im Unterschied zur physischen Gewalt unsichtbar. So wird sie akzeptiert, ohne dass man sich ihrer bewusst ist. Die Ordnung selbst wird internalisiert. „Subjektive Strukturen“ passen sich unbewusst an die „objektiven Strukturen“ an. Dabei konkurrieren Akteure innerhalb der Felder miteinander. Sie versuchen dabei nicht nur vom symboli-

⁶ Bourdieu hat eine Vielzahl an Arbeiten zu den Kämpfen um symbolische Herrschaft vorgelegt. Hier wird das Konzept der symbolischen Gewalt bereits auf die Geschlechterverhältnisse hin präsentiert, welches später in der männlichen Herrschaft nach Bourdieu (2005) vertieft wird. Für weitere Ausführungen zur symbolischer Gewalt siehe u.a.: im Kunstbetrieb (vgl. Bourdieu et al. 1981); im religiösen Feld (vgl. Bourdieu 2000); in der Justiz (vgl. Bourdieu 1986); im akademischen Feld (vgl. Bourdieu 1988a; 1998b); in der Sprache (Bourdieu 1990a); in den Distinktionsbemühungen des Lebensstils (vgl. Bourdieu 1982), mit denen man sich von den Unterlassen zu unterscheiden versucht; im literarischen Feld (vgl. Bourdieu 1999).

schen Kapital zu profitieren, sondern überhaupt Definitions- und Legitimationsmacht zu erlangen. Diese können als symbolische Kämpfe beschrieben werden. Überdies geht es auch um die Mitgestaltung der „Spielregeln“ selbst in einem bestimmten Feld. Was als erstrebenswert gilt und was nicht, wie gedacht, wahrgenommen und gehandelt werden darf (vgl. Moebius 2011: 60). Zum Beispiel welche Bildungsinstitutionen und Titel erstrebenswert sind, welche Literatur und Kunst und welche Orte und Lokale. Symbolische Gewalt wirkt dabei hauptsächlich durch Sprache, Kommunikationsbeziehungen sowie durch Denk- und Wahrnehmungsschemata (vgl. Mauger 2005: 218ff.). Ausgeübt wird die symbolische Gewalt durch Gesten, Rituale, Verhaltensweisen und Dinge. Es ist dabei eine Art „Amnesie der Entstehungsgeschichte“ (Bourdieu & Passeron 1973: 19) der symbolischen Gewalt auszumachen. Dadurch werden die Machtverhältnisse kaschiert und naturalisiert, woraufhin die Macht legitimiert wird. Sie setzt auch voraus, dass die Machtverhältnisse als Folge der symbolischen Gewalt verkannt werden und zugleich „[...] die Prinzipien, in deren Namen sie ausgeübt wird, anerkannt werden“ (Mauger 2005: 219). Symbolische Gewalt ist daher immer eine Macht „[...] die die Anerkennung und also Verkennung der Gewalt voraussetzt, die mit ihr ausgeübt wird“ (Bourdieu 1992b: 191). Daher kann diese auch als sanfte Gewalt beschrieben werden.

Aus dieser symbolischen Gewalt geht eine bestimmte symbolische Ordnung hervor. Bezogen auf Geschlechterverhältnisse lässt sich auch hier eine legitime Anerkennung der Machtverhältnisse aufzeigen. Diese symbolische Ordnung der Geschlechter zeigt sich in der Zuschreibung von Kompetenzen, Vorlieben, Eigenschaften etc. Sie führt auch zu bestimmten Rollenverhalten und -erwartungen. Durch eine Amnesie ist einem dies kaum bewusst oder zugänglich und durch den Habitus wird sie so internalisiert und unhinterfragt gelebt, sodass diese Ordnung als natürlich erscheint. Dies zeigt sich auch in der Berufswahl, inhärenten Rollenerwartungen, Zuschreibungen und ihrer Legitimierung. Zum Beispiel dass der Pilot ein Mann ist (Kompetenz) und die Krankenschwester eine Frau (Fürsorge). Der Geschlechterhabitus erscheint als evidentes und natürliches Schemata, dessen Konstitution als strukturierende und struktu-

rierte Struktur funktioniert und die Praxis der sozialen Welt, sowie die Einteilung in männlich und weiblich als selbstverständlich und unhinterfragbar erscheinen lässt – eben die symbolische Ordnung. Jede/r hat für sich eine Vorstellung davon, was als männlich und was als weiblich gilt, zum Teil treten aber auch Ungewissheiten auf. Diese Einordnung, die Eigenschaften, Erwartungen und Befugnisse mit sich bringt, wird folgend als symbolische Ordnung der Geschlechter beschrieben. Geschlecht ist als soziales Strukturierungsprinzip und gleichzeitig als Klassifikationsprinzip sozialer Praxis gefasst, welches sich in der symbolischen Ordnung bewegt, resp. zugeordnet ist. Mithilfe dieser symbolischen Ordnung, dieses „gesellschaftlichen Deutungsprinzips“, konstruieren wir „den anatomischen Unterschied“ (Bourdieu 2005: 23) zwischen den Geschlechtern. Die geschlechtliche und auch generell die gesellschaftliche Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau wird dann als etwas Objektives, je materiell Gegebenes erlebt. Dies führt zu einer Arbeitsteilung, die verkörperlicht in den Körpern der Individuen Gestalt annimmt (vgl. Kraus 2011: 40f.). Im Verlauf der Forschung soll genau dies erörtert werden: Die symbolische Ordnung, Macht- und Herrschaftsverhältnisse und wie Frauen in Führungspositionen damit umgehen.

Geschlecht wird hier als ein soziales Strukturprinzip (Strukturkategorie) bearbeitet, welches in die symbolische Ordnung eingebettet ist. Dies führt zur Vorstellung über die soziale Welt, welche als objektive Strukturen erlebt werden. Das Strukturprinzip *Geschlecht* wird inkorporiert vermittelt des Habitus, welcher sich durch „vergeschlechtlichte Dispositionen“ (Bourdieu 1997: 173) zeigt und als Klassifikationssystem die soziale Praxis erzeugt und ihren Ausdruck in vergeschlechtlichten Körpern, Haltungen, Empfindungen, Wahrnehmungen usw. findet. Was dabei als weiblich und männlich gilt und die damit einhergehende Organisation der Produktions- und Reproduktionsarbeit, erscheinen daher als rational und legitim anerkannte Ausprägungen der vergeschlechtlichten und gesellschaftlichen sozialen Praxis – die symbolische Ordnung der Geschlechter. Der Begriff symbolisch bezieht sich dabei auf die Sichtweisen und Vorstellungen von der Welt, auf die unhinterfragten Selbstverständlichkeiten und Gewissheiten, die dadurch als natürlich und gegeben erscheint und über die symbolische

Gewalt gesteuert wird. Das Symbolische hat daher etwas Gewaltförmiges, da die in der sozialen Praxis hervorgebrachten und reproduzierten Herrschaftsverhältnisse durch die Doxa, dem „Verwachsensein der Akteure mit der Welt“ (Bourdieu 2009: 327), als solche nicht erkennbar ist, sondern als natürlich und selbstverständlich angesehen wird. Durch die Inkorporierung des Habitus erhalten die sozialen Strukturen ihre Wirkmächtigkeit, welche wiederum die symbolische Ordnung stärkt und reproduziert. In Bezug auf den Habitus wird die Sonderstellung des symbolischen Kapitals, welches in symbolischer Gewalt ausgedrückt werden kann, weiter dadurch bestärkt, dass es abgesehen von den Feldern, wo die anderen Kapitalformen wirken, auch auf den Lebensstil einwirken kann. Symbolische Gewalt ist „allen gesellschaftlichen Beziehungen strukturell immanent“ (Moebius & Peter 2009: 28). So auch in der Geschlechterordnung, die im nächsten Kapitel genauer beleuchtet wird.

2.1.5 Die männliche Herrschaft

Die männliche Herrschaft (Bourdieu 2005) kann als Untersuchung der sozialen und symbolischen Kräfteverhältnisse zwischen den Geschlechtern verstanden werden. Auf der Ebene sozialer Praxis kommt es zu sozialen Klassifikationsprozessen, welche als natürlich und legitim erscheinen. Charakteristikum dieser ist die binär-hierarchische heteronormative Einteilung der Menschen in zwei Kategorien: männlich oder weiblich (vgl. Jäger et al. 2012: 20). *Die männliche Herrschaft* ist für Bourdieu (2005) das Beispiel schlechthin für die symbolische Gewalt (vgl. a.a.O.: 8). Das Phänomen der symbolischen Gewalt bildet den zentralen Mechanismus, welcher auch als Fluchtpunkt Bourdieus soziologischen Werkes bezeichnet werden kann (vgl. Kraus 2004: 178). Dieses Konzept der männlichen Herrschaft ist keine genuine Geschlechtertheorie, sondern eine Anwendung seiner zuvor beschriebenen soziologischen Erkenntniswerkzeuge, auf das soziale Phänomen der Geschlechterklassifikation in weiblich und männlich. Es zielt daher auf soziale Differenzierungsprozesse der Vergeschlechtlichung und die damit einhergehende Produktion und Reproduktion von Herr-

schaftsverhältnissen. Die männliche Herrschaft stellt für Bourdieu die „paradigmatische Form der symbolischen Herrschaft“ (Bourdieu & Wacquant 1996: 208) dar. Spannend sind hier für Bourdieu die sozialen Mechanismen der Naturalisierung, also wie Soziales als Natur hingestellt wird. Das Konzept entwickelt Bourdieu auf der Grundlage ethnologischer Studien zur kabyllischen Gesellschaft, die er in den 1960er Jahren in Algerien durchführte.

Der Habitus erzeugt vergeschlechtlichte Konstruktionen der Welt und des Körpers, indem er als „Speicher von vergeschlechtlichten Wahrnehmungs- und Bewertungskategorien“ (Bourdieu 1997a: 167) und Schemata fungiert. Er wird durch die objektiven, sozialen Strukturen strukturiert und ist zugleich das Erzeugungsprinzip der sozialen Praxis, wodurch beide Ebenen miteinander verschränkt sind. Der Habitus ist gezeichnet durch androzentrische Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata.

Der Glaube an eine binär-hierarchische, heterosexuelle Zweigeschlechtlichkeit als natürlicher und legitimer Grund der patriarchalen Gesellschafts- und Geschlechterordnung ist folglich nach Bourdieu ein zentraler Effekt der symbolischen Gewalt und wesentliches Element der Reproduktion männlicher Herrschaft. (Jäger et al. 2012: 22)

In Bourdieus (2005) Spätwerk *Die männliche Herrschaft* erhält Geschlecht eine konstitutive Bedeutung für die Entstehung und Reproduktion gesellschaftlicher Ordnung. Für Bourdieu wird so für die Analyse der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft die Theorie männlicher Herrschaft unerlässlich und so erst plausibel. Mit ersten Schriften Anfang der 1990er Jahren gipfelt Bourdieus Theorie männlicher Herrschaft im Buch *La domination masculine* (1998), welches 2005 ins Deutsche übersetzt wurde.⁷ Schultheis (2007 & 2008) beschreibt dies als typisches Vorgehen von Bourdieu: Das Wiederbearbeiten einer Thematik führt zu einer kumulativen Verdichtung der Gegenstände und Konzepte Bourdieus. So verhält sich dies auch mit der Thematik der männlichen Herrschaft und symboli-

⁷ Eine erste Aufsatzversion mit dem Titel *La domination masculine* erschien bereits 1990 (dt. Bourdieu 1997a). Darauf folgte 1992 ein Abschnitt in *Reflexive Anthropologie* (dt. Bourdieu & Wacquant 1996: 207–209).

schen Gewalt. Wobei die symbolische Gewalt als „Schlüsselkonzept der bourdieuschen Soziologie“ (Schultheis 2008) beschrieben werden kann. Jäger et al. (2012) bezeichnen und bearbeiten Bourdieus *Theorie männlicher Herrschaft als Schlussstein seiner Gesellschaftstheorie* im gleichnamigen Aufsatztitel. Gesellschaftstheorie wird daher immer auch zur Geschlechtertheorie, da der gesellschaftlichen Ordnung eine Geschlechterordnung zugrunde liegt. Im Folgenden wird Geschlecht daher als konstitutiv für die Ordnung der sozialen Welt behandelt. Konkret untersucht wird hier diese gesellschaftliche Ordnung, resp. Ordnung der Geschlechter in der Arbeitswelt: symbolische Gewalt, Habitus und Machtverhältnisse. Diese Ordnung prägt wiederum das Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsvermögen der einzelnen Individuen, resp. wird durch den Habitus ständig (re-)produziert. Diese symbolische Ordnung ordnet somit alles Mögliche und Unmögliche, Passende und Unpassende und somit auch was entsprechend als männlich und weiblich gilt. Männlichkeit und Weiblichkeit konstruieren sich immer in einer hierarchischen Relation zueinander. Die Männer sind dabei die Herrschenden, die Frauen die Beherrschten. Diese Differenzen und Relationen der Geschlechter zeigen sich dementsprechend auch im Habitus. Den entscheidenden Mechanismus der männlichen Herrschaft sieht Bourdieu also in der Verkörperung, resp. „Somatisierung der gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse“ (Bourdieu 2005: 45). Das heisst, dass Bourdieu Geschlecht nicht als etwas im Körper liegendes, als Natur ansieht, sondern als praktische Konstruktionsarbeit zur „[...] Vergesellschaftung des Biologischen und Biologisierung des Gesellschaftlichen in den Körpern und in den Köpfen“ (Bourdieu 2005: 11). Erst durch den Prozess der Somatisierung wird die Geschichte in Natur, das kulturell Willkürliche in (scheinbar) Natürliches verwandelt. Die Legitimität der männlichen Herrschaft resultiert also daraus, dass die Herrschaftsbeziehung als biologisch natürlich daherkommt, doch ist diese „[...] selbst eine naturalisierte soziale Konstruktion“ (Bourdieu 1997: 94). Die symbolische Herrschaft wird in der sozialen Praxis als solche nicht erkannt und so durch die Beherrschten mitgetragen, da sie „[...] mit dem Zwang und der Gewalt des Selbstverständli-

chen, Alltäglichen und Unbewussten“ operiert (Jäger et al. 2012: 19). Im 4. Kapitel wird es darum gehen, dieses Konzept Bourdieus anzuwenden.

Wie zeigt sich dieses Herrschaftsverhältnis der Geschlechter nach Bourdieu im Detail? Ausgangspunkt für Bourdieu ist ein „Paradox der Doxa“, nämlich die Tatsache, dass sich „[...] die bestehende Ordnung mit ihren Herrschaftsverhältnissen, ihren Rechten und Bevorzugungen, ihren Privilegien und Ungerechtigkeiten, von einigen historischen Zufällen abgesehen, letzten Endes mit solcher Mühelosigkeit erhält und daß die unerträglichsten Lebensbedingungen so häufig als akzeptabel und sogar als natürlich erscheinen können“ (Bourdieu 2005: 7). Bourdieu geht davon aus, dass die männliche Herrschaft auch in modernen Gesellschaften permanent (re-)produziert wird. Verglichen mit der kabyllischen Gesellschaft geschieht dies aber mit weniger Evidenz des Selbstverständlichen. Durch die Objektivierung in der sozialen Welt und Inkorporierung im Habitus der Individuen wird die männliche Herrschaft stets (re-)produziert. Der Objektivierung liegt eine Grundsatzpaar-Teilung zugrunde; in männlich und weiblich, wobei das als männlich klassifizierte immer das Überlegene ist. Die Einteilungen von Tätigkeiten und Dingen nach dem Gegensatzpaar in männlich und weiblich ist nach Bourdieu für sich genommen willkürlich. So erlangt diese gegensätzliche Einteilung eine

[...] objektive und subjektive Notwendigkeit durch ihre Eingliederung in ein System homologer Gegensätze: hoch/tief, oben/unten, vorne/hinten, links/rechts, gerade/krumm (und hinterlistig), trocken/feucht, hart/weich, scharf/fade, hell/dunkel, draußen (öffentlich)/drinnen (privat) usf., die zum Teil Bewegungen des Körpers (nach oben/nach unten, hinaufsteigen/hinabsteigen, nach draußen/nach drinnen, hinaustreten/eintreten) entsprechen. (Bourdieu 2005: 18)

Dabei ist die Einteilung in zwei Geschlechter eine gesellschaftliche Konstruktion. Da sie sich jedoch auf ein körperliches, sprich „natürliches“ Merkmal – den anatomischen Unterschied zwischen den Geschlechtsorganen – bezieht, gilt sie als natürlich und legitimiert insbesondere die gesellschaftliche Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen. Diese Tatsache, die Einteilung aller Praktiken und Dinge, wird durch den Habitus als natürlich erlebt und gelebt. Als „körperliche Hexis“ (a.a.O.: 57) ist die Einteilung der Welt tief in unser Körper einge-

schrieben: in unsere Körperhaltung, Gangarten, Weisen des Auftretens, Gesten etc.

Die männliche Herrschaft muss nicht mit Gewalt und Zwängen durchgesetzt werden, sondern sie beruht auf der Zustimmung der Beherrschten, die jedoch „[...] nicht auf der freiwilligen Entscheidung eines aufgeklärten Bewusstseins beruht, sondern auf der unmittelbaren und vorreflexiven Unterwerfung der sozialisierten Körper“ (Bourdieu 1997a: 165). Durch die gesellschaftliche Produktion eines vergeschlechtlichen und vergeschlechtlichten Habitus kommt es zu einer Somatisierung der Herrschaftsverhältnisse, welche die Basis für die männliche Herrschaft bildet. Diese realisiert sich vor allem durch die bereits beschriebene symbolische Gewalt. Da die Beherrschten vom Standpunkt der Herrschenden (Kapital- und somit Machtinhaber) aus konstruierte Kategorien anwenden, erscheinen diese als natürlich (vgl. a.a.O.: 65). Dies kann zu einer systematischen Selbstabwertung und sogar Selbstentwürdigung führen. Bourdieu führt hier einige Beispiele an, um das Herrschaftsverhältnis deutlich zu machen. So zum Beispiel, dass die kabyllische Frau ihr Geschlecht als defizitär und hässlich wahrnimmt. Bei der westlichen Frau führt Bourdieu das Beispiel an, dass Frauen generell Mühe haben, ihren Körper zu akzeptieren, wenn sie nicht dem von der Mode oktroyierten ästhetischen Kanon entsprechen. Ein anderes Beispiel für das System homologer Gegensätze ist, dass Frauen meist einen älteren, aber vor allem grösseren Mann bevorzugen (vgl. a.a.O.: 66ff.). Hier geht es um die Vermeidung des Eindrucks, dass die Frau die Dominante des Paares ist – auch wenn es nur der Anschein (Erscheinung) ist – da dies sozial abgewertet werden würde. Eine Frau mit einem unterlegenen Mann würde sich selbst auch als unterlegen fühlen.⁸ Die Grösse des Mannes ist das äussere (optische) Merkmal des Herrschaftsverhältnisses. Es ist der Mann, der die Frau überragen soll. Das innere Merkmal ist das Alter des Mannes. Dadurch, dass eine Frau sich nach einem älteren Mann sehnt (der Mann wiederum nach einer jüngeren), ist die Erhabenheit des Mannes gewährleistet. Er kann belehren, sie wird belehrt. Das

⁸ Bourdieu (2005: 67) stützt sich hier auf weitere Studien.

Herrschaftsverhältnis bleibt aufrechterhalten. So ist die Gewähr von Sicherheit und Reife, die die Frau als schutzbedürftiges (unterlegenes) Wesen benötigt, sichergestellt. Es drängen sich hier Fragen der Natürlichkeit dieses Phänomens auf und es kann die beschriebene gesellschaftliche Konstruktionsarbeit herausgearbeitet werden. Eine weitere Zweiteilung in aktiv/passiv macht Bourdieu bei Sexualbeziehungen aus. Der Mann als aktiv, die Frau als passiv, wobei „[...] dieses Prinzip den Wunsch hervorruft, ausformt, ausdrückt und lenkt, den männlichen Wunsch als Besitzwunsch, als erotisierte Herrschaft und den weiblichen Wunsch nach männlicher Dominanz, als erotisierte Unterordnung oder gar, im Extremfall, als erotisierte Anerkennung der Herrschaft“ (Bourdieu 2005: 41). „Der männliche Genuß ist zu einem Teil Genuß des weiblichen Genusses, Genuß der Macht, Genuß zu bereiten“ (a.a.O.: 40).⁹

Nicht nur die Beherrschten sind von der männlichen Herrschaft beherrscht, sondern auch die Herrscher selbst. Denn auch Mann zu sein bedeutet „[...] ein Wesen [zu sein], dessen Sein ein Sein-Sollen impliziert, das im Modus dessen, was sich fraglos von selbst versteht, auferlegt ist“ (Bourdieu 1997a: 188). Hier führt Bourdieu den bereits beschriebenen Begriff des *Spiele* an. Ein Spiel (Feld), wie Krieg, Politik oder Wirtschaft, also die Spiele, „[...] deren Einsatz irgendeine Form von Herrschaft ist“ (Bourdieu 2005: 133), fordern Beteiligung und Investitionen der Männer. Als „Basis-illusio“ bezeichnet Bourdieu den Glauben der Männer an diese Spiele, die Überzeugung, dass die Spiele es wert sind, nach allen Regeln der Kunst bis zum Ende gespielt zu werden. Diese Spiele sind agonal strukturiert, sie werden bestimmt von der „libido dominandi“, also dem Wunsch, andere Männer zu dominieren, und sie beruhen auf dem „Isometrieprinzip“, dem Prinzip der gleichen Ehre. Bourdieu zeigt dabei auch eine Art Lächerlichkeit und Kindlichkeit der männlichen Spiele auf. Diese wird jedoch nicht von den Männern selbst durchschaut, da sie als Spielende zu befangen sind.

⁹ Bourdieu führt hier noch weitere Beispiele an und stützt sich dabei auch auf andere Studien, so zum Beispiel auf die von Catherine MacKinnon (1987: 58), die über die „Simulation des Orgasmus“ als einen exemplarischen Beweis für die männliche Macht schreibt: Die Vortäuschung der Frau als Bestätigung der Männlichkeit und Unterwerfung.

In dieser Hinsicht sind sie Opfer und Gefangene der männlichen Herrschaft, ihrer „kindlichen Idee vom Manne“ (a.a.O.: 123). Da Frauen das „gänzlich negative Privileg“ (a.a.O.: 134) haben, aus den Spielen ausgeschlossen zu sein, ermöglicht ihnen dies die Spiele zu durchschauen. Zugleich sind sie dazu verurteilt, als emotionale Stützen der Männer und damit in aussenstehender und untergeordneter Position daran teilzunehmen.

Organisation von Arbeit

Die Frau in unseren Breitengraden konnte sich von formalen Zwängen befreien und formale Freiheit und Egalität erwerben (Wahlrecht, Recht auf Bildung, (theoretischer) Zugang zu allen Berufen etc.). Dennoch ist die Frau in vielen gesellschaftlichen Bereichen untervertreten. Bourdieu (2005: 73) spricht in diesem Zusammenhang von einem „Selbstausschluss“ und der „Berufung“, die heute an die Stelle des ausdrücklichen Ausschlusses der Frau treten. Dabei geht es Bourdieu nicht um eine Schuldzuweisung, sondern viel mehr um die Aufdeckung der verborgenen Mechanismen: Man muss „[...] von der gesellschaftlichen Konstruktion der kognitiven Strukturen, die die Konstruktionsakte der Welt und ihrer Mächte organisieren, Kenntnis nehmen und sie in Rechnung stellen“ (a.a.O.: 74). Bourdieu (a.a.O.: 97) spricht von einer androzentrischen Weltsicht. Die gesellschaftliche Konstruktion von Geschlecht und die dazugehörigen Dispositionen transportieren klare Vorstellungen, wie eine Frau (oder ein Mann) zu sein hat. Sprich, gewisse Dispositionen sind mit dem Geschlecht verbunden, andere wiederum konträr. „Die gesellschaftlich vergeschlechtlichte Libido geht eine Verbindung mit der Institution ein, die deren Ausdruck zensiert oder legitimiert. „Die Berufung“ ist stets zu einem Teil die mehr oder minder eingebilddete Antizipation dessen, was die Stelle *verspricht* [...]“ (Bourdieu 2005: 103; Hervorhebung im Original). Auch der Arbeitsmarkt ist daher nach den Kategorien männlich und weiblich organisiert. Welcher Beruf und welche Position als „angemessen“ gilt, ist je nach Geschlecht unterschieden. Die Organisation des Arbeitsmarktes beschreibt Bourdieu daher als „Quasifamilien“, da die gleichen

Herrschaftsstrukturen auszumachen sind: Die Männer herrschen, die Frauen sind die Beherrschten (z.B. Arzt/Krankenschwester, Chef/Sekretärin, Pilot/Flugbegleiterin etc.). So hat die Arbeit selbst einen unterschiedlichen Charakter, je nachdem ob sie von Männern oder Frauen ausgeführt wird. Qualifizierte Berufe sind dabei Männerberufe und qualitätslose Berufe Frauenberufe. Allein durch die Ausübung eines Berufes durch einen Mann, kann diese zur qualifizierten Arbeit werden (vgl. a.a.O.: 107). Im Gegenteil führt eine Feminisierung eines Berufes zu einem Verlust an Ansehen und Begehrtheit.

Die positiven oder negativen „kollektiven Erwartungen“ haben die Tendenz, sich durch die subjektiven Erwartungen, die sie hervorrufen, in Gestalt dauerhafter Dispositionen in die Körper einzuprägen. Deshalb läßt, nach dem allgemeinen Gesetz der Anpassung der Erwartung an die Chancen, der Ansprüche an die Möglichkeiten, die fortgesetzte und untergründige verstümmelte weibliche Erfahrungen einer durch und durch vergeschlechtlichen Welt durch beständige Entmutigung die Neigung zur Ausführung von Handlungen verkümmern, die mit Frauen, selbst wenn sie ihnen nicht ausdrücklich verwehrt sind, nicht in Verbindung gebracht werden. Diese Erfahrungen begünstigt eine „gelernte Hilflosigkeit“ (learned helplessness), wie es die folgende Schilderung der auf eine Geschlechtsumwandlung folgenden Dispositionsveränderungen deutlich macht: „Desto mehr ich wie eine Frau behandelt wurde, desto mehr wurde ich zur Frau. Ich paßte mich wohl oder übel an. Wenn man mich für unfähig hielt, einen Wagen zurückzusetzen oder eine Flasche zu entkorken, fühlte ich seltsamerweise, wie ich wirklich unfähig wurde. Wenn man meinte, dass ein Koffer zu schwer für mich sei, dann hatte ich unerklärlicherweise denselben Eindruck“. (Bourdieu 2005: 108f.)¹⁰

Illustrativ kann so die gesellschaftliche Konstruktionsarbeit herausgearbeitet werden und die Somatisierung dieser.¹¹ Stellen und Positionen, vor allem solche mit Machtbefugnissen, sind mit lauter geschlechtlichen Konnotationen versehen, die auf Eignung und Befähigung verweisen. Bourdieu macht dies als Schwierigkeit für Frauen aus, überhaupt auf solche Positionen zu gelangen: Sie sind massgeschneidert für Männer. Männer werden stillschweigend auf diese Macht-

¹⁰ Bourdieu bezieht sich mit dem Zitat auf Morris (1974: 165f.).

¹¹ Das Gleiche kann für das Elternhaus oder in der Schule mit den Lehrern aufgezeigt werden, wie Mädchen gesagt bekommen, was zu ihnen passt und was nicht. Was sie können und was nicht. So zum Beispiel in Bezug auf die Studienwahl, ob technische oder naturwissenschaftliche Zweige in Betracht gezogen werden, ob sie ermutigt werden oder es gar nicht als Option betrachtet wird (vgl. Morris 1974).

positionen, mit all den Dispositionen und Konnotation, Befugnissen und Anmassungen, präpariert und trainiert (vgl. a.a.O.: 111). Dabei geht vergessen, dass die männlichen Normen, an denen die Frauen gemessen werden, nichts Universelles haben, sondern auch erst geschaffen wurden.

Lange waren auch Paarbeziehungen/Familien fast ausschliesslich patriarchalisch geprägt. Der Staat machte dieses Modell dabei als „Prinzip und Modell einer Gesellschaftsordnung als *moralische Ordnung*, welche auf der absoluten Vorrangstellung der Männer gegenüber den Frauen, der Erwachsenen gegenüber den Kindern [...]“ (Bourdieu 2005: 152; Hervorhebung im Original) als Standard fest.¹² Daher zeigt sich für Bourdieu die männliche Herrschaft von der Kleinfamilie bis zum Staat und somit von der partnerschaftlichen Arbeitsteilung bis zum Arbeitsmarkt und den konkreten Professionen und Positionen. Es soll hier aber nicht nur um die Veränderungen der Situation der Frau gehen, um die Trennung der Arbeitswelt und der häuslichen Sphäre, oder dem Ausschluss der Frau *aus*, oder dem Einschluss der Frau *in* die Erwerbsarbeit; oder um eine Beschreibung der Beziehungen zwischen den Geschlechtern in den verschiedenen Epochen; sondern um Mechanismen und Strategien, welche

¹² An dieser Stelle geht Bourdieu auch auf den Staat als öffentliches Patriarchat ein (vgl. Bourdieu 2005: 151ff.). Es erscheint hier sinnvoll, kurz auf das Schweizer Eherecht einzugehen: 1874 wurde das Eherecht in die Schweizer Bundesverfassung aufgenommen. Seit dem hat sich einiges getan. 1882 erhalten ledige, geschiedene oder verwitwete Frauen volle Rechts- und Handlungsfähigkeit, zuvor brauchten diese Frauen einen Vormund. Die Ehefrau blieb dagegen für weitere hundert Jahre durch ihren Gatten „bevormundet“. 1912 wurde das Eherecht revidiert und machte somit den Mann zum unbestrittenen Oberhaupt der Familie: Der Mann kann über die Frau verfügen. Er alleine entscheidet darüber, ob sie Arbeit ausser Haus annehmen darf, soll oder gar muss und verwaltet das Vermögen. Auch über das Vermögen, welches die Frau in die Ehe einbrachte. Die Ehe ist die gewünschte Form des Zusammenlebens. Doch ab Mitte der 1960er Jahren steigt die Zahl der Scheidungen rasant. Erst 1988 garantiert das Eherecht der Frau die gleichen Rechte, wie dem Mann. (Das Eherecht übernimmt den 1981 eingeführten Gleichstellungsartikel.) Die Bestimmung verschwindet, dass der Mann das Oberhaupt der Familie ist und die Frau den Haushalt zu führen habe. Erst 1998 steht im Zentrum des neuen Eherechts die Gleichberechtigung der Partnerschaft. Arbeitsaufteilung wird nun zur Privatsache (vgl. EKF 2009). Es erstaunt daher wenig, dass die männliche Herrschaft 2015 noch hochaktuell ist, betrachtet man die zeitliche Entwicklung des Schweizer Familien- und Eherechts (Zivilrecht).

[...] über die Institutionen und einzelne Akteure, die Struktur der Herrschaftsverhältnisse zwischen den Geschlechtern im Laufe einer überaus langen Geschichte bisweilen um den Preis tatsächlicher oder scheinbarer Veränderungen auf Dauer gestellt haben. Eine solche Geschichte zeigt, daß die Subordination der Frau sowohl in ihrer Einbeziehung in die Arbeit, wie im Grossteil der vorindustriellen Gesellschaften, als auch umgekehrt in ihrem Ausschluss von der Arbeit zum Ausdruck kommen kann, wie es nach der Industriellen Revolution der Fall gewesen ist. (Bourdieu 2005: 146)

Der Fakt, dass immer mehr Frauen eine Karriere anstreben, mit Rückbezug auf Zahlen und Statistiken, gibt daher kaum Auskunft über dessen qualitative Beschaffenheit. Daher soll die tieferliegende Struktur, der weibliche Habitus hin auf die Herrschaftsverhältnisse, untersucht werden. Wie zeigt sich die Ordnung der Geschlechter in Habitus und Praxis? Wie weit ist Bourdieus Konzept der männlichen Herrschaft vorzufinden? Wie zeigt sich der Habitus von Frauen, die Karriere machen Bezug nehmend auf die männliche Herrschaft? Im 4. Kapitel wird dies untersucht und Bourdieus Konzepte werden angewandt und exploriert.

2.1.6 Rezeption und Kritik

Mit dem Konzept der männlichen Herrschaft bearbeitet Bourdieu das Wirken von Habitus und symbolischer Ordnung. Er deckt eine binär-hierarchische heteronormative und als natürlich erscheinende Geschlechtereinteilung der gesellschaftlichen Ordnung auf. Bourdieus Anspruch war es nicht einfach auf einer Ebene allgemeiner Ausführungen über das Geschlecht zu schreiben, wie es das Denken seit Aristoteles und der Bibel geprägt hatte, nämlich androzentrisch (vgl. Krais 2011: 36). Sondern er wusste, dass er eigenes empirisches Material brauchte, wie auch für all seine anderen sozio-ethnographischen Forschungen. Dies kann Bourdieu als Stärke angerechnet werden. Bourdieu hat dabei im Rahmen der Soziologie der Geschlechterverhältnisse eine sehr eigene Position eingebracht (vgl. Krais 2011: 45). Er hat das Geschlecht von der Peripherie der Soziologie in das Zentrum gerückt, da Geschlecht bei ihm als Grundprinzip gesellschaftlicher Organisation behandelt wird. Dabei ist Bourdieus (2005) *Die männliche Herrschaft* bei vielen feministisch engagierten Wissenschaftlerinnen

auf Ablehnung und zum Teil auch auf wütende Kritik gestossen (vgl. Rademacher 2002; Thébaud 2005; Adkins & Skeggs 2004). Es wird ihm vor allem vorgeworfen, dass es Brüche der männlichen Herrschaft, Auflehnung sowie Widerstand gibt, welche nicht thematisiert werden. Ebenso wird ihm angelastet, dass er wichtige historische und soziologische Forschungen von feministischen Wissenschaftlerinnen nicht berücksichtigt. Kritisch diskutiert wird in der Frauen- und Geschlechterforschung insbesondere Bourdieus These von einer „Permanenz im und durch den Wandel“ (Bourdieu 2005: 159), die auf eine Kernfrage der feministischen Patriarchatskritik nach Kontinuität und Wandel gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse zielt (vgl. Fowler 2007; König 2012; Jäger et al. 2012; zum Patriarchatsbegriff vgl. Cyba 2010). Auch in der Männer- bzw. Männlichkeitsforschung wird das Konzept breit rezipiert, die vor allem die Konstitution von Männlichkeiten und die damit einhergehende Abgrenzung zu Weiblichkeitsvorstellungen aufgezeigt hat (vgl. Gildemeister & Hericks 2012: 242). Weiter wird auch oft über die Anschlussfähigkeit des Konzepts der männlichen Herrschaft an die Frauen- und Geschlechterforschung diskutiert (vgl. Dölling 2004; Dölling 2009; Jäger et al. 2012; Krais 2011; Schlüter & Faulstich-Wieland 2006). Es wird aber auch analytisch an Bourdieu angeschlossen (vgl. König 2012; Suderland 2009a; Völker 2004; Zimmermann 2000). Oder es wird sein Instrumentarium aufgegriffen (vgl. Engler 2003; Engler 2010). Des Weiteren wird Bourdieu wegen uneindeutigem Gebrauch von Begrifflichkeiten kritisiert. So lassen sich keine klaren Definitionen oder eine systematische Unterscheidung zwischen dem Begriff der Macht, Gewalt und Herrschaft finden, resp. symbolische Gewalt, Macht und Herrschaft (vgl. Peter 2011). Es wird an dieser Stelle nicht weiter auf die Kritik und Würdigung zu Bourdieus Wirken und Rezeption eingegangen, da dies für den weiteren Verlauf der vorliegenden Arbeit nicht relevant ist. Denn es wird hier keine theoretische Abhandlung folgen, sondern die praktische Anwendung von Bourdieus Konzepten. Auch hat die oben aufgeführte Auflistung nicht den Anspruch der Vollständigkeit, da es unzählige Autoren gibt, die Bourdieus Instrumentarium aufgegriffen haben. Gleichwohl

schreiben Dölling & Kraus (2007: 12), dass Bourdieu „Werkzeugkasten“ noch nicht ausgeschöpft ist.

Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, analytisch an Bourdieu anzuschließen und sein Instrumentarium zu gebrauchen. Eine Herausforderung wird vor allem darin gesehen, der Kritik – dass Brüche der männlichen Herrschaft, Auflehnung sowie Widerstand, nicht thematisiert werden – gerecht zu werden und diese Thematik weiterzuarbeiten. Gewinnbringend wird hier vor allem die Überwindung des gegensätzlichen Denkens (zwei Arten sozialwissenschaftlicher Beobachtung) in Bourdieus Konzepten erachtet. Die Frage, wie weit die individuelle Freiheit des Handelns reicht und wie stark dieses umgekehrt von sozialen Zwängen begrenzt ist, erscheint zu limitiert. So sieht Bourdieu die Unterscheidung von Subjektivismus und Objektivismus der sozialen Praxis als je einseitig und verzerrt dargestellt. Auch für die vorliegende Analyse kann dieser Trennung, einem Denken in Dualismen, nicht viel abgewonnen werden. Das Konzept des Habitus, die Verschränkung von Gesellschaft und Individuum am eigenen Körper und in den Köpfen, das gegenseitige Anerkennen bei gleichzeitiger Verkenning von Machtverhältnissen als symbolische Gewalt, werden für das hiesige Forschungsvorhaben als vielversprechende Erkenntniswerkzeuge ausgemacht, um komplexe gesellschaftliche Gefüge zu erforschen. Folgend wird es nun darum gehen, Bourdieus Konzepte und Überlegungen zu Geschlecht weiteren gesellschaftstheoretischen Überlegungen anzuschließen und zu verdichten.

2.2 Gesellschaftstheoretische Überlegungen zu Geschlecht

Es scheint ein allgemein gültiges und anerkanntes Ordnungsprinzip der Gesellschaft zu sein: die Zweiteilung in Mann und Frau. Von der Taschenmesseredition, zur Hygieneabteilung im Supermarkt, vom Geburtstagsgeschenk im Büro zum Regenschirm... Geschlecht als Strukturierungsprinzip erscheint alltäglich und logisch. Doch dadurch umso mehr als hinterfragbar. Ein sozialer Konstruktionsprozess der so natürlich daherkommt, eine Unterscheidung, Zuschreibung, Platzzuweisung, sogar geschmacksprägend und Vorlieben bestimmend, dass eine

Erklärung dafür hinfällig erscheint. Genau diese normal und langweilig erscheinenden Praktiken und Annahmen sind soziologisch umso gehaltvoller, da sie tief wurzeln und so unhinterfragbar erscheinen.

Heutzutage wirken explizite Rechtfertigungen oder Begründungen von Geschlechterunterschieden mit Rekurs auf eine biologische Differenz eher ‚veraltet‘. Vielmehr dominiert tendenziell der ‚universalistische Kode‘, der zwar die biologisch begründete Differenz der Geschlechter letztendlich nicht infrage stellt, ‚Geschlecht‘ aber als sozialen ‚Platzanweiser‘ als irrelevant oder bestenfalls als zweitrangig wertet gegenüber der (abstrakten) Gleichheit aller ‚als Menschen‘. (Dölling 2004: 79; Hervorhebungen im Original)

Einerseits wird von der Gleichheit aller Menschen ausgegangen, andererseits wird andauernd eine Zweiteilung (re-)produziert. Obwohl wir täglich mehrmals mit Geschlecht konfrontiert sind: Kategorisieren und Deuten vom Gegenüber (dessen Verhalten, Gesten, Blicke, Kleidung etc.); Beurteilung der Angemessenheit (Erwartungshaltung) vom Gegenüber (dessen Verhalten, Gesten, Blicke, Kleidung etc.); Zuweisung zur Toilette, zu Produkten und Einkaufsabteilungen (Farben, Formen, Düfte etc.); Unterhaltungsprogrammen etc. verkennen wir dies. Durch diesen Verkennungseffekt und das Nicht-Hinterfragen und als natürlich empfinden, argumentiert Dölling, dass „[...] damit auch ein genereller Verkennungseffekt von symbolischer Gewalt und Herrschaft [verstärkt wird], der darauf beruht, dass die Individuen Erfolg und Versagen sich allein zuschreiben und nicht nach den gesellschaftlichen Bedingungen fragen“ (a.a.O.: 81). Folgend soll zuerst der Frage nachgegangen werden, was Geschlecht überhaupt ist, resp. wie sich der Diskurs darum gestaltet.

2.2.1 Was ist Geschlecht?

Simone de Beauvoir hat in ihrem Buch *Le deuxième Sexe* (1949: 285f.) geschrieben: „On ne naît pas femme, on le devient“. Wenn man also nicht als Frau

geboren wird, sondern frau¹³ es (mit der Sozialisation) erst wird, zeigt dies die Kontingenz des Sozialen auf, die in Bezug auf Geschlecht mit Sinn angefüllt wird, um Verstehen und Handeln zu können. Würde diese Sinnanreicherung nicht stattfinden, würde man vieles als Irritation wahrnehmen, da es nicht verstanden werden und zu Anschlusskommunikation führen könnte. Verhalten und Geschlecht wären dann entkoppelt. Um Ordnung in der Welt zu schaffen, auch Ordnung in der sozialen Welt, werden Kategorien (Formeln, Theorien, Modelle etc.) aufgestellt, als Orientierungshilfen in der sozialen Welt. Hätte man keine Kategorien, würden wir *blind* in der Gegenwart „herumstapfen“ und uns stets mit Ungewissheit konfrontiert sehen oder wären ganz in der Gegenwart verhaftet. Geschlecht als soziale Kategorie läuft *immer* mit, auch wenn sie nicht relevant gemacht wird. Geschlecht ist dabei nicht nur eine optische Unterscheidung, sondern es werden auch unterschiedliche Attribute für die Geschlechter verwendet und andere Erwartungen an sie gerichtet. Auch für Judith Butler (2003) ist Geschlecht eine historisch bedingte „Erfindung“. So sagt sie, dass der Zugang zum Körper nur durch und innerhalb der Sprache möglich ist. Nimmt man diese Überlegung als Ausgangspunkt, ändert sich die Wahrnehmung von Geschlecht erheblich. Vor allem durch den Alltag wird Geschlechtszugehörigkeit interaktiv konstruiert. So kann weiter gesagt werden, dass Geschlechtsattributionen und Geschlechtsdarstellungen zwei Seiten der Geschlechtszuständigkeit sind. Geschlechtszugehörigkeit als interaktive Konstruktion zweier Perspektiven: Die Perspektive des Darstellenden und des Betrachters (vgl. Maihofer 1995: 62). Hier stellt sich die Frage, wie die Geschlechter und die Geschlechtszugehörigkeit interaktiv konstruiert sind in den heutigen Alltagspraktiken, so zum Beispiel in der Wirtschaft und Führungstheorien.

Schon alleine die Herausbildung der Disziplin der Geschlechterforschung und deren Entwicklung zeigt die Komplexität und Heterogenität der Bearbei-

¹³ Wenn es nicht als sinnvoll erachtet wird von „man“ zu sprechen, wird hier von der Freiheit Gebrauch gemacht, „frau“ als äquivalent zu verwenden. Z.B. wenn nur und explizit ein Bezug zu Frauen hergestellt wird.

tungsweise und der gesellschaftlichen Rezeption. Die gesellschaftliche Ordnung baut auf der Geschlechterordnung auf und umgekehrt. Somit ist Gesellschaftstheorie auch Geschlechtertheorie. Um die Struktur und Organisation der sozialen Welt zu verstehen, muss also die Struktur und Ordnung der Gesellschaft in Bezug auf Geschlecht aufgedeckt werden. So erhält man auch Aufschluss über die Organisation von Arbeit.

Ausgangslage

Seit den 1960er Jahren finden öffentliche Proteste einer Frauenbewegung für die Gleichstellung der Frau statt und in jüngster Gegenwart ist das Thema der Frau in der Arbeitswelt immer brisanter. Das Erkenntnisinteresse richtet sich hier auf die „Frau“, also auf die „Frauenrolle“ als soziales Phänomen und deren soziohistorische Genese, resp. Konstruktion und Konstitution. Schon die Betrachtung der Disziplin und deren Transformation zeigt auf, wie turbulent es um und in dieser Kategorie „Geschlecht“ zu und her geht. Sprach man Ende der 1960er Jahre von Frauenforschung, kommt es in den 1980er Jahren zu einer Verschiebung der theoretischen Perspektive hin zum Verhältnis der Geschlechter, bzw. Geschlechterverhältnisse wurden zentral (vgl. Maihofer 2003: 136f.). Geschlecht wird zunehmend als „soziale Kategorie“ bzw. „Strukturkategorie“ (vgl. Becker-Schmidt 1991: 125ff.) gefasst, mit einer „Platzanweisungsfunktion“ (Knapp 1987: 292). Geschlecht erhält dabei die Funktion, gewissen Personen einen bestimmten Platz in der Gesellschaft sowie Fähigkeiten und Eigenschaften zuzuweisen oder abzusprechen. So zum Beispiel der Ausschluss von Frauen zu bestimmten Berufen oder beruflichen Funktionen/Positionen. Ging man früher bei Frauen noch von einem Mangel an Fähigkeiten für gewisse Berufe aus, wird heutzutage der Zugang einfach wegen des Geschlechts verweigert (vgl. Wetterer 1993: 8ff.).

Nicht die Unterschiede zwischen den Geschlechtern sind die Ursache für die verschiedenen Rollen von Frauen und Männern in der Gesellschaft bzw. für das jeweils bestehende Geschlechterarrangement. Umgekehrt: Die bestehenden Ge-

schlechterverhältnisse sind Grundlage für die Zuweisung von Geschlechterrollen, die Zuschreibung von Eigenschaften und für bestimmte Konzepte von Erziehung (vgl. Wetterer 1993: 57ff.). (Maihofer 2003: 138)

Es kam zu einer Verschiebung der Perspektive, weg von der Analyse einzelner Frauengruppen (oder in neuester Zeit auch Männergruppen), hin zur Analyse gesellschaftlicher Organisation der Geschlechterverhältnisse (vgl. Becker-Schmidt 1991: 125). Mit der Entkopplung des geschlechtlichen Körpers und der Reproduktion hat sich die Gegenwart abrupt geändert. Ein neuer Horizont an Möglichkeiten, Selbstbestimmungen und Selbstdefinitionen hat sich eröffnet. Dies hat zu einer Neubestimmung der Geschlechtlichkeit und des Körpers geführt (vgl. Maihofer 1995: 13ff.). Es kommt zu einer Trennung – nun auch im deutschsprachigen Raum – von Sex und Gender, biologischem und sozialem Geschlecht.¹⁴ Mit neuen Körpertechnologien – Was mache ich mit meinem Körper? Möchte ich Kinder bekommen, wenn ja, wann und wie? – wird Geschlecht erklärungsbedürftig. Die Trennung von biologischem und sozialem Geschlecht wird bestärkt. Die soziale Zukunft in Bezug auf die Geschlechter – Was bedeutet Geschlecht und was für Limitationen und/oder Optionen bringt es mit sich? Was macht das Geschlecht aus? – wurde auf einmal ungewiss, resp. ist hinterfragbar geworden. Mit der autonomen Verfügung über den eigenen Körper (z.B. Verhütung, Wählbarkeit des Geschlechts durch Geschlechtsumwandlung etc.)¹⁵ und des ganzen Lebens (z.B. Ausbildung, Beruf, Lebenssituation etc.), werden neue Möglichkeiten erschlossen, die sich vor diesem Wandel noch nicht ergaben. Werden die Geschlechterrollen als historisches Produkt und nicht als

¹⁴ Diese sprachliche Unterscheidung kommt aus dem Englischen, wo schon immer zwischen biologischem Geschlecht (Sex) und grammatischem Geschlecht (Gender; zu dt. Genus) unterschieden wurde. Die Begriffe *Sex* und *Gender* adaptierten die Sexualwissenschaftler John Money und John Hampson bereits im Kontext ihrer medizinisch-psychiatrischen Diskussion um Transsexualität in den 1950er Jahren. Mit Gender bezeichneten sie die Geschlechtsidentität und mit Sex das biologische Geschlecht. In den 1970er Jahren wurde diese Unterscheidung von der Frauenbewegung aufgegriffen.

¹⁵ Seit Anfang des 19. Jhds. ist die Chirurgie, die sich mit Geschlechtsanpassungen und Geschlechtsumwandlungen befasst, ein schnell wachsendes Forschungsgebiet. Die Pille wurde als Verhütungsmittel ab den 1960er Jahren erhältlich.

Ausdruck der biologischen Geschlechterdifferenz gefasst, ergibt sich ein inkohärentes Bild der sozialen Ordnung der Geschlechter. Dies wiederum hat zur Folge, dass der historische Geschlechtskörper (sex, biologisches Geschlecht) selbst erklärungsbedürftig wird (vgl. Maihofer 1995: 21). Es zeigt sich, dass die Änderung der Wahrnehmung der Geschlechter und die dazugehörigen Rollen, die soziale Ordnung – damit sind hier Erklärungsgrundlagen der Geschlechter gemeint und deren alltägliche Organisation – sich grundlegend verändern können. Dennoch zeigt sich der Wandel in Bezug auf die „Frauenrolle“ z.B. auf „Frauen und Karriere“ als eher träge. Wie ist dies zu erklären? Wenn die „Geschlechtlichkeit“ (was gilt als männlich, was als weiblich?) erklärungsbedürftig und wandelbar geworden ist (vgl. Maihofer 1995: 13ff.), wieso wird sich dennoch an den vorherrschenden Normen orientiert und wieso sind diese so dominant?

Sozio-historischer Exkurs

Noch bis ins 18. Jahrhundert wurde die Frau aus Politik und Wirtschaft ausgeschlossen. Dies wurde aber meist nicht geschlechtstheoretisch begründet, sondern zeitökonomisch. Es galt als unvereinbar zu arbeiten (Lohnarbeit ausser Haus) und den häuslichen Pflichten nachzugehen. Hausarbeit war zeitintensiv, da alles von Hand erledigt werden musste. Die Argumentation, dass es die Bestimmung der Frau sei, Hausfrau zu sein, orientierte sich noch nicht an psychophysiologischen Begründungen. Dass die Frau nach Hause gehöre, da es in ihrer Natur läge, wurde erst nach dem 18. Jahrhundert behauptet (vgl. Maihofer 1995: 23). Dies zeigt auf, wie die Rezeption von sozialen „Fakten“ an eine gewisse Zeit und an gewisse Beobachter (in einem gewissen Raum) gebunden ist, also einem jeweiligen sozio-historischen Paradigma unterliegt. Die Entstehung einer weiblichen Sonderanthropologie entsteht erst in den 1990er Jahren (vgl. ebd.), da Geschlecht erklärungsbedürftig wird. Nimmt die Hausarbeit nicht mehr so viel Zeit ein – da zum Beispiel nicht mehr von Hand gewaschen oder Wasser von ausser Haus geholt werden muss; oder das Feuer zum Kochen erst noch gemacht

werden muss – bleibt Zeit für anderes. Zum Beispiel für (Lohn-)Arbeit ausser Haus – die Teilhabe an einem öffentlichen Leben, im Gegensatz zur nur privaten Teilhabe, im eigenen Haus(halt). Es kann also festgehalten werden, dass zuerst eine körperliche Differenz zwischen Mann und Frau wahrgenommen wurde: Die Frau kann gebären und der Mann nicht. Deshalb blieb die Frau zu Hause bei den Kindern und war für den Haushalt verantwortlich. Was dann geschah (nach dem 18. Jhd.), ist, dass man der Frau, welche immer schon als die Abweichende, als die weniger Vollkommene wahrgenommen wurde – der Mann als Norm – auch eine geistige Abweichung zum Mann unterstellte. Dass also nicht nur eine Differenz des Körpers, sondern auch des Geistes existierte (vgl. Maihofer 1995: 25). Diese Abweichung des Geistes bringt bis heute bestimmte Kompetenzzuweisungen oder deren Verkennung mit sich.¹⁶

Mutterschaft wird bis heute zur Grundlage der Wesensbestimmung und zur gesellschaftlichen Rolle der Frau genommen (vgl. Maihofer 1995: 38ff.), sowie zur markanten Differenz zwischen Mann und Frau. Wurde früher unter sozialen Aspekten beobachtet, sozial gesehen als männlich oder weiblich eingestuft, wird heute unter biologischen Aspekten ein männliches oder weibliches Geschlecht ausgemacht. Ansonsten geht man heute gesellschaftlich gesehen von einer formal-egalitären Gleichheit der Geschlechter aus. Unter einer sozio-historischen Betrachtung kann gesagt werden, dass der Geschlechtskörper als historische, spezifische Erfahrungs- und Erlebnisweise wahrgenommen wurde und immer noch wird. Annahmen der Geschlechter sind von Modellen der jeweiligen Semantik abhängig. Die Rolle der Frau erscheint daher als wandelbar. Es zeigt sich, dass vor dem 18. Jahrhundert die soziale Rolle im Vordergrund stand im Vergleich zu heute, wo die biologische Argumentation der Geschlechterdifferenz dominiert. Es stellt sich die Frage für das 21. Jahrhundert, wie weiter mit Geschlecht umgegangen wird (oder werden soll)? Respektive, man kann beobach-

¹⁶ So zeigt zum Beispiel eine Umfrage aus dem Jahr 2013 des britischen Online-Reisebüros sunshine.co.uk unter knapp 2'400 Fluggästen, dass Flugpassagiere einen (männlichen) Piloten mehr trauten. Sie fühlten sich nicht gleich sicher, wenn eine Frau für die Steuerung des Flugzeugs verantwortliche wäre. Männer und Frauen teilen dabei diese Meinung.

ten, dass die heutigen Erwartungen an eine Frau, gesellschaftlich gesehen und in Bezug auf ihre eigenen Erwartungen, denen im 19. Jahrhundert quasi noch entsprechen. Wieso? In Bezug auf die Wirtschaft stellt sich die Frage, wieso hat eine Gesellschaft solche Mühe, die Frau zum gleichen Teil wie den Mann in den Abreitmarkt zu integrieren? Wieso wird sich auf ein gesellschaftliches Modell bezogen, welches um das 18. Jahrhundert „erfunden“ wurde? Wie erleben Frauen selbst ihre gesellschaftliche Teilhabe, resp. was sind ihre (Karriere-)Ansprüche? Eines blieb sozio-historisch gesehen bei der Konstruktion der Geschlechter über die Zeit konstant: Der Mann war stets die Norm, die Frau die Abweichung. In diesem Zusammenhang kann auch von einer Herrschaftsstruktur, als Produkt einer unablässigen Reproduktionsarbeit, gesprochen werden, die bis heute eine (Selbst-)Unterwerfung der Frau mit sich bringt (vgl. Bourdieu 2005: 65ff.). Dabei wird das Verhältnis zwischen Mann und Frau, nach Bourdieu als Herrschaftsverhältnis, als natürlich angesehen. Diese Unterwerfung zeigt Bourdieu (ebd.) an Beispielen auf, wie dass Frauen heutzutage zum Beispiel gerne grössere Männer als sie selbst als Partner haben. Oder auch mit älteren Männern liiert sind. Dies vor allem im Gegenteil zum Mann, der wiederum gerne kleinere und jüngere Frauen als Partnerinnen bevorzugt. Die vorliegende Forschungsarbeit, inspiriert durch Bourdieu, schliesst an diese Ausführungen der Herrschaftsstruktur direkt an.

Die Erwerbstätigkeit von Frauen und die dadurch erlangte Eigenständigkeit kann als massgebender Faktor für die Scheidungshäufigkeit angesehen werden (vgl. Bastard & Cardia-Vouèche 1984). Oder anders gesagt, die grössere Unabhängigkeit von Frauen durch Erwerbstätigkeit kann als Faktor der Abnahme an Stabilität von Ehen betrachtet werden (vgl. Tippelt 1995: 95). Wie es zu der Scheidung kam, was für gesellschaftliche (rechtliche) Veränderungen nötig waren, damit eine Scheidung erst möglich wurde, gilt es auch zu verstehen, wird hier aber aus Platzgründen nicht weiter ausgeführt. Gesellschaftlich gesehen birgt die Scheidung ein Risiko für die Gesellschaft: Geltende Ordnungen, so zum Beispiel, dass eine Frau an die Seite eines Mannes gehört und dies ein Leben lang (absolute Dependenz der Frau vom Mann); Frauen brav zu Hause zu sein

haben; oder dass eine Frau für wichtige Entscheidungen – vor allem was Finanzen und Eigentum, also die Wirtschaft betreffen – einen Mann braucht, waren auf einmal gefährdet.¹⁷ Ungewissheit entstand, wie sich die geschiedene Frau, ohne Mann an ihrer Seite, gesellschaftlich zurechtfinden wird, resp. gesellschaftlich einzuordnen ist. Frauen können dabei selbst auf die Rolle der Frau reagieren. So kann zum Beispiel diese Rolle des Familienernährers infrage gestellt werden, was sich in jüngster Zeit auch zeigt und die Frau selbst kann ihr eigenes (Rollen-)Verhalten infrage stellen. Es interessiert in der vorliegenden Analyse daher besonders, wie sich die Interviewpartnerinnen selbst wahrnehmen, was sie zu sagen und erlebt haben und wie sie dies ausdrücken und in was für Sinnhorizonte dies gesetzt wird.

2.2.2 Geschlechterforschung

Bettina Heintz (2001) beginnt ihren Artikel mit dem Satz: „In den letzten drei Jahrzehnten ist das Geschlechterverhältnis ordentlich in Unordnung geraten.“ Weiter meint sie, dass viele Grenzen der Geschlechterdimensionen nicht mehr scharf zu trennen sind. Sie spricht in heutiger Zeit von einer Vielfalt von Formen und Intensitätsgraden geschlechtlicher Differenzierung und Ungleichheit.

Es gibt Bereiche, in denen die Geschlechterungleichheit nahezu unverändert fortbesteht (Bsp. Einkommen, Verteilung der Hausarbeit, sexuelle Gewalt), andere, in denen die Unterschiede zwischen den Geschlechtern praktisch verschwunden sind (Bsp. Bildungsgrad, Recht), und dritte schliesslich, in denen die Ungleichheit konditional sind, d.h. abhängig von spezifischen Bedingungskonstellationen (Bsp. Erwerbsverhalten, religiöse Bindung). (Heintz 2001: 9)

Die Ordnung der Gesellschaft und deren geschlechtliche Differenzierung scheint ein spannungsreiches, vielschichtiges und mehrdimensionales Phänomen zu sein, welches interdisziplinäre Bearbeitung findet. Die Gleichzeitigkeit von Persistenz,

¹⁷ Für die Entwicklung der Schweizerischen Rechtsgrundlage der Ehebeziehung siehe Fussnote 12.

Dissoziation und Konditionalisierung herrschen zeitgleich. Eine Fülle an Literatur, interdisziplinär und mit den verschiedensten Herangehensweisen und Perspektiven zur Bearbeitung der Thematik *Geschlecht* und *Geschlechterverhältnisse* sind auszumachen. Hier wird nicht der Anspruch verfolgt, diesen Diskurs abzubilden, sondern es wird sich hier auf eine soziologische Perspektive beschränkt. Die Soziologie zeigt sich lange eher enthalten in der Bearbeitung der Thematik des Geschlechts. Da auch die Wissenschaft quasi nur von Männern dominiert wurde, so auch die Soziologie – wir sprechen heute von den Gründervätern – wurde diese auch von einem männlichen Standpunkt aus praktiziert.¹⁸ Das Thomas Theorem besagt: „If men define situations as real, they are real in their consequences“. Dass auch William I.'s Ehefrau Dorothy Thomas an der Erarbeitung dieser Studie beteiligt war, ist kaum bekannt (vgl. Lucke 2003: 16). Frauen wurden also auch in der Wissenschaft systematisch ausgeklammert und so wurden auch dort Geschlechternormen und -hierarchien (re-)produziert. Im deutschsprachigen Raum institutionalisiert sich die Geschlechterforschung mit der neuen Frauenbewegung Ende der 1960er Jahre. Zunächst galt das Interesse der Frauenforschung der „[...] Sichtbarmachung von Frauen als vollwertige und gleichberechtigte Mitglieder der Gesellschaft sowie deren soziologischer Definition als Subjekte und weibliche Individuen mit eigenem, d.h. nicht von (Ehe-)Männern abgeleitetem Status“ (Lucke 2003: 3). Es ging also um eine Visualisierung und Sensibilisierung der Frau und Frauenthemen. Durch lebendige Debatten führt dies in kurzer Zeit zu einer bemerkenswerten Produktivität zur Thematik des Geschlechts (vgl. Aulenbacher et al. 2010: 7). Dieser relativ junge universitäre Forschungsbereich ist mit solcher Geschwindigkeit unterwegs, dass es sich mittlerweile um eine kaum überschaubare Fülle an empirischen Studien, Diskussionslinien und teilweise

¹⁸ Lucke (2003: 17) meint, dass Frauen in der Soziologie eine grössere und weitaus bedeutendere Rolle spielten, als es viele Frauenforscherinnen heute überhaupt wissen. Nicht nur die Soziologie erscheint als eine Disziplin, die von Männern geschrieben wurde und daher nur Männer in Lehrbüchern repräsentiert und im Schrifttum für die Nachwelt konserviert wurden. Honegger und Wobbe (1998) erhellen mit ihrem Werk „Frauen in der Soziologie“ diesen Umstand.

recht gegensätzliche theoretische Ansätze zur Thematik des Geschlechts handelt (vgl. ebd.). Es wird hier nicht vertieft auf die Entwicklung der Frauenforschung, über die Geschlechterforschung bis zu den heutigen Genderwissenschaften eingegangen, da dies den Rahmen der vorliegenden Arbeit sprengen würde.¹⁹ Es wird hier lediglich auf wichtige *Weichenstellungen* eingegangen, die zur Bearbeitung der hier folgenden Theorien und Methoden relevant sind. So die kategoriale Unterscheidung aus dem US-amerikanischen Diskurskontext zwischen *gender*, dem sozialen Geschlecht und *sex*, dem biologischen Geschlecht (vgl. a.a.O.: 24). Diese Überlegungen fanden in den 1980er Jahren Eingang in die deutschsprachige Gender-Debatte und wurden seither vielfältig weiterbearbeitet. Geschlecht als *gender*, als soziale Kategorie, wird für weitere Gesellschaftsanalysen und zur Analyse von Macht- und Herrschaftsbeziehungen zugänglich. Scott (2001) definiert *gender* durch zwei Aspekte: Erstens ist es ein konstitutives Element von gesellschaftlichen Beziehungen, welches auf wahrnehmbaren Unterschieden zwischen den Geschlechtern (*sexes*) gründet. Und zweitens hat *gender* mit der Reproduktion von Machtverhältnissen in einer Gesellschaft zu tun (vgl. Scott 2001 und erstmals 1986). Die gesellschaftliche Ungleichbehandlung zwischen den Geschlechtern, die keinen natürlich-biologischen Ursprung hat, stand am Beginn der Entwicklung soziologischer Geschlechterforschung. Der Gründungsanspruch, auf das Gewordensein der Geschlechterdifferenzen und -ungleichheit, findet auch in der Soziologie Anwendung. Geschlecht wurde zur zentralen Kategorie. Erst das Beharren auf dieser Perspektive, dass Geschlechterdifferenzierungen und -ungleichheiten gesellschaftlich und kulturell hergestellt werden, ermöglichte eine soziologisch-analytische Bearbeitung von Geschlecht. Es konnte zur Bearbeitung folgender Fragestellungen kommen:

Wieso sind Geschlechter auf dem Arbeitsmarkt anhaltend ungleich gestellt? Wieso sind die Geschlechter in politischen Willensbildungs- und Entscheidungsprozessen

¹⁹ Für eine einführende Übersicht zur soziologischen Geschlechterforschung siehe Aulenbacher et al. 2010.

auf nationaler und internationaler Ebene unterschiedlich integriert? Welche Machtäußerungen verbergen sich hinter gewalttätigen Handlungsweisen von Männern gegenüber den anderen Geschlechtern? Welche gesamtgesellschaftlichen Prozesse verbergen sich hinter der Ungleichbehandlung der Geschlechter? (Aulenbacher et al. 2010: 31f.)

Es kommt zu einer Fülle an soziologischen Analysen zu Geschlechterverhältnissen. In Bezug auf den Arbeitsmarkt konnte festgestellt werden, dass je höher eine Position ist (in Wirtschaft, Staat, Politik, Wissenschaft), desto grösser ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie von einem Mann bekleidet wird. Ein Blick in den Privathaushalt zeigt, dass es dort bis heute vor allem die Frau ist, die die anfallende Arbeit und Kinderbetreuung verrichtet (vgl. a.a.O.: 33). Auch zu Männlichkeit (Männlichkeitsforschung) und der „Entdeckung der Vaterschaft“ gibt es mittlerweile eine Fülle an Literatur. Weiterführende soziologische Fragestellungen befassen sich dabei u.a. mit folgenden Überlegungen:

Ist es Zufall, dass Positionen, die vor allem von Männern eingenommen werden, ein höheres gesellschaftliches Ansehen und weiter reichende Machtbefugnisse haben? Oder handelt es sich bei der Geschlechterungleichheit um Nachwirkungen vergangener Zeiten? Und wird sie dann bald hinfällig sein? Oder haben die Hierarchien zwischen den Geschlechtern Ursachen, die der modernen Gesellschaft eigen sind? Und warum sind sie dann dennoch veränderbar? Schliesslich: In welcher Weise verändern sich im Zuge gesellschaftlichen Wandels auch Ungleichheiten nach Geschlecht? In welcher Weise beeinflussen, umgekehrt, Ungleichheiten nach Geschlecht den gesellschaftlichen Wandel? (Aulenbacher et al. 2010: 33f.)

Solche und weitere Fragestellungen bringen kontrovers geführte Debatten hervor. Erneut zeigt sich, dass eine Geschlechteranalyse als Gesellschaftsanalyse praktiziert werden sollte. Vor allem für moderne Gesellschaftstheorien (z.B. systemtheoretische Überlegungen zur Weltgesellschaft) stellt sich die Frage, wie die Geschlechterdifferenzierung, Geschlechterordnung oder -hierarchie an Bedeutung erlangt. Die Geschlechterforschung schliesst zum einen an bedeutende sozialphilosophische und soziologische Denktraditionen an. Zum anderen, da sie nicht frei von androzentrismen Einführungen ist, übt sie auch Kritik und entwickelt sich weiter. Die Geschlechterforschung geht daher über die grundagentheoretische Forschung hinaus. Im nächsten Kapitel werden die geschlechtertheoretischen Grundlegungen für die hier vorliegende Forschung nachgezeichnet.

In Kapitel 2.3 folgen weitere gesellschaftstheoretische Überlegungen zu Geschlecht, allerdings dann bereits auf die Arbeitsteilung der Geschlechter fokussiert und nicht mehr in allgemeiner Art.

2.2.3 Geschlechtertheoretische Grundlegungen

Sämtliches Wissen wird als historisch kontingent verstanden, so auch das Verständnis von Geschlecht. Seit den 1990er Jahren wird in der Geschlechterforschung über die Konstruiertheit von Geschlecht diskutiert (vgl. Maihofer 2003: 140f.; Buchen 2004: 12). Mittlerweile gibt es eine Vielzahl an geschlechtertheoretischen Ansätzen, die Geschlecht historisieren. Dabei ist der Prozess der Herstellung von Geschlecht, im Sinne einer kulturellen Konstruktionsarbeit und deren Effekte, zentral (siehe dazu z.B. Helduser et al. 2004 oder von Braun & Stephan 2005). Geschlecht wird jeweils unterschiedlich gefasst, in seinen Annahmen und Effekten. Die vorliegende Arbeit stützt sich auf den Ansatz von Andrea Maihofer (1995), den sie in *Geschlecht als Existenzweise* darlegt. Maihofer (1995) kritisiert die in den 1970er Jahren aufgekommene Trennung zwischen biologischem Geschlecht (*sex*) und sozialem Geschlecht (*gender*). Dies begründet sie damit, da diese Trennung ein ahistorisches Verständnis von Geschlechtlichkeit impliziert. Diese Trennung lässt den Körper als vermeintlich natürlich und unveränderbar erscheinen und entzieht ihn so einer Historisierung. Maihofer versteht Geschlecht, resp. Geschlechterrollen als historisches Produkt und nicht als Ausdruck der biologischen Geschlechterdifferenz und kritisiert einen biologischen Determinismus (vgl. a.a.O.: 19f.). Bezug nehmend auf Claudia Honegger (1991) und Barbara Duden (1991), sowie Thomas Laqueur (1992) zeigt sie auf, dass auch das Verständnis des biologischen Geschlechts historisch variabel und somit erklärungsbedürftig ist (vgl. Maihofer 1995: 21). Zwar half die Trennung von *sex* und *gender* der sozialen Dimension der Geschlechterdebatte die Pforten zu öffnen, doch scheint sie, wie Maihofer (1995) aufdeckt, nicht hinreichend. Maihofer sucht Geschlecht als Ganzes zu fassen, als gesellschaftliches Produkt, ohne die Trennung zwischen *sex* und *gender* zu

vollziehen. Geschlechtlichkeit aber als blosses Bewusstseinsphänomen zu sehen, erweist sich für Maihofer auch als problematisch. Dies zeigt sie mit der Auseinandersetzung von theoretischen Entwürfen, wie mit dem von Butler (2003), die Geschlecht als Konzept performativer Inszenierung sieht; oder als Ideologie, wie bei Gildemeister und Wetterer (1992); oder bei Hirschauer (1993), der Geschlecht als Effekt von Interaktionen sieht. Nach Maihofer fehlt diesen Konzepten eine Materialität von Geschlecht, insbesondere der Geschlechtskörper als Ergebnis und Effekt der Inszenierung, Ideologie oder Interaktion (vgl. Maihofer 2004b: 35). Maihofer entwickelt so mit der kritischen Auseinandersetzung mit bereits bestehenden konstruktivistischen Geschlechtertheorien ihren eigenen Ansatz mit dem Ziel, körperliche und psychische Materialität für die Geschlechterforschung fassbar zu machen. Die Herausforderung dabei ist, nicht auf essentialistische Residuen einer vordiskursiven und somit auf eine neutrale Basis zurückzugreifen (vgl. Maihofer 1995: 84). Ihr Vorschlag ist es, Geschlecht als gesellschaftlich kulturelle Existenzweise zu denken.

Geschlecht ist nun eine komplexe Verbindung verschiedener historisch entstandener Denk- und Gefühlsweisen, Körperpraxen und -formen sowie gesellschaftlicher Verhältnisse und Institutionen, eben eine historisch bestimmte Art und Weise zu *existieren*. (Maihofer 1995: 85; Hervorhebung im Original)

Diese Definition impliziert, dass Individuen nicht einfach als Frauen oder Männer existieren, also nach äusseren Merkmalen und Zuschreibungen als weibliche oder männliche Individuen, sondern und hauptsächlich durch ihre Selbstkonstituierung als geschlechtliche Subjekte. Personen denken, fühlen und erleben sich immer schon als Frauen oder Männer, was wiederum weitere geschlechtliche Attributionen und Materialität mit sich zieht. Somit zeigt sich nach Maihofer Geschlecht mit einer Art Materialität, welche Individuen erst entwickelt haben und in einem vergeschlechtlichten Körper sichtbar wird und somit nichts Gegebenes, sondern gesellschaftlich Hervorgebrachtes ist. „Maihofer denkt sie [Materialität von Geschlecht] als stabilisierter Effekt eines Prozesses der Materialisierung entsprechend der kulturellen Normen, wie ein Geschlecht zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt gedacht, gefühlt und praktiziert werden muss“

(Schwiter 2011: 44). Somit entwickeln Individuen eine gesellschaftlich konstruierte Seinsweise, eine historisch kontingente Art des Seins (vgl. Maihofer 1995: 79ff.). Maihofers Verständnis von Geschlecht als Existenzweise erweist sich für die vorliegende Forschungsarbeit, insbesondere für die Untersuchung des weiblichen Habitus, daher als besonders fruchtbar, da es die Art des Existierens beleuchtet: Es wird der Tatsache gerecht, dass Personen immer schon als Frauen oder Männer denken, fühlen und sich erleben. Es macht den weiblichen Habitus dekonstruierbar, da er als Seinsweise und nicht als etwas worüber wir frei verfügen, verstanden wird. Geschlecht als etwas historisch Kontingentes (und eben nicht als etwas historisierbares), erlaubt es den weiblichen Habitus (wie auch den männlichen, der hier aber nicht Gegenstand ist), als etwas gemäss den kulturellen Normen der Gegenwart Hervorgebrachtes, zu bearbeiten. Es geht um die Konzepte, welche dem weiblichen Habitus zugrunde liegen und dessen Attribute und wie sich diese dekonstruieren lassen. Ziel der hiesigen Forschungsarbeit ist es, vergeschlechtlichte Normierungen (Dispositionen, Kompetenzen, Erziehung, Ansprüche, Haltung, Rolle etc.) anhand des weiblichen Habitus aufzudecken. Erst wenn eine De-Naturalisierung und De-Historisierung von Geschlecht vorgenommen wird, können die Geschlechterverhältnisse bearbeitet werden – Geschlecht als ein (folgenreicher) Effekt. Geschlechterhierarchie gründet daher nicht auf natürlichen Eigenschaften von Personen, sondern auf einem tiefverwurzelten Prinzip der Regelung sozialer Beziehungen. Als „[...] ein Prinzip, das ständig unseres sozialen Handelns bedarf, um wirksam zu sein“ (Dölling & Kraus 2007: 13). Genau deshalb erscheinen Bourdieus Erkenntniswerkzeuge und Maihofers Überlegungen zur Geschlechterdefinition so fruchtbar, da sie diesen Bedingungen gerecht werden.

2.3 Frauen und Karriere

In den vorangegangenen Kapiteln wurden die für die vorliegende Analyse verwendeten Konzepte, Theorien und Definitionen expliziert und gesellschafts- und geschlechtertheoretische Überlegungen, Diskurse und Fragestellungen sowie

die hier geschlechtertheoretischen Grundlegungen wiedergegeben. Folglich wird es darum gehen, diese Überlegungen mit Analysen zur Thematik *Frauen und Karriere* zu verbinden. Es gibt eine Fülle an Literatur zur Erwerbsarbeit von Frauen und Arbeitsteilung der Geschlechter. Bei der Arbeitsteilung, der Debatte um die Geschlechterverhältnisse, wird zwischen Produktionsarbeit (Lohnarbeit) und Reproduktionsarbeit (Familienarbeit) unterschieden.²⁰ Es gibt Analysen, die sich einerseits genuin mit der Erwerbstätigkeit der Frau auseinandersetzen. Dabei werden Phänomene wie *The Glass Ceiling* (Die Gläserne Decke) oder der *Leaky Pipeline Effekt* beschrieben, um die Untervertretung der Frau im Kaderarbeitsmarkt zu analysieren, resp. begründen. Auf struktureller und institutioneller Ebene werden Mechanismen herausgearbeitet, die Karrieren von Frauen hemmen oder fördern (können). Solche Studien erscheinen für das hiesige Forschungsvorhaben zu reaktiv. Sie fokussieren Effekte als Phänomene und können daher nichts über ihre Beschaffenheit und Entstehungsbedingungen sagen. Andererseits gibt es Studien, die die Arbeitsteilung der Geschlechter ins Auge fassen. Hierbei geht es vor allem um die Thematik *Familie und Karriere* und deren Vereinbarkeit. Dabei steht die geschlechtliche Arbeitsteilung (Aufteilung von Produktions- und Reproduktionsarbeit) im Vordergrund. Das Muttersein wird dabei oft als konfliktiv mit „Karrierefrau-Sein“ ausgemacht. In den nächsten Kapiteln folgt daher eine Übersicht zu der beschriebenen Thematik *Frauen und Karriere*. Dabei wird nochmals auf Bourdieu, im Rahmen seiner Analyse der männlichen Herrschaft und auf die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, eingegangen. Geschlechtsbezogene Unterschiede der Arbeitsqualifikation, Dispositionen, Rollenerwartungen und stereotypisches Verhalten, die mit der Besetzung von gewissen Berufen und Positionen behaftet sind, werden aufgezeigt. Mit Bourdieus Erkenntniswerkzeug wird eine ganzheitliche Bearbeitung der Thematik *Frauen und Karriere* angestrebt. Das heisst auf individueller und partnerschaftlicher Ebene (z.B. Selbstansprüche sowie Arbeitsteilung der Pro-

²⁰ Reproduktionsarbeit kann im weiteren Sinne als Erhaltung des sozialen und biologischen Systems einer Gemeinschaft (Paarbeziehung, Familie, Kinder, Haushalt) verstanden werden.

duktions- und Reproduktionsarbeit in einer Paarbeziehung), aber auch auf institutioneller (gesellschaftliche Normen, Konventionen und Praktiken) und struktureller Ebene (Organisation des Arbeitsmarktes wie z.B. Stellenprofile). Dabei sollen keine Reaktivitäten bearbeitet, sondern deren mögliche Wurzeln analysiert werden. Weiter wird der Schweizer Arbeitsmarkt beleuchtet und wichtige Kennzahlen präsentiert. Abgeschlossen wird das zweite Kapitel durch die eigene theoretische Positionierung der vorliegenden Forschungsarbeit.

Die Bearbeitung der Gleichstellungsfrage der Geschlechter oder Geschlechterhierarchie kann problematisch werden, wenn nur ein Geschlecht miteinbezogen wird. Die These hier ist, dass eine Gleichstellung der Geschlechter nur erreicht werden kann, wenn sich beide Geschlechter emanzipieren – Frau und Mann.²¹ Spricht man über Gleichstellung und Emanzipation wird schnell gefolgert, dass es dabei nur um die Frau geht. Gleichstellung (in jeder Beziehung) erscheint jedoch nur möglich, wenn beide Geschlechter sich emanzipieren, sich lösen von prädominanten Geschlechterrollen und -normen. Will eine Frau die Ernährerrolle einer Familie übernehmen, muss auch der Mann seine Rolle neu definieren. Auch wenn in der vorliegenden Studie nur Interviews mit Frauen geführt wurden, wird die Rolle des Mannes, in Form des Partners, Vaters oder Vorgesetzten, konstant mitbearbeitet. Der Wichtigkeit beider Geschlechter wird daher Rechnung getragen. Als Beispiel kann diese beidgeschlechtliche Emanzipation veranschaulicht werden, wenn es zum Beispiel in der Gesellschaft akzeptiert (oder „normal“) wird, wenn ein Mann Hausmann ist. Wenn er durch diese Rolle nicht gesellschaftliche Einbussen an Anerkennung, Attraktivität oder Reputation erleidet. Limitationen und Autorisationen der Geschlechter (Geschlechterrollen und -normen, Geschlechterordnung) zeigen daher eine starke Interdependenz beider Geschlechter. Hier wird nur der weibliche Habitus in Bezug auf Karriere untersucht. Die Analyse des männlichen Habitus und die

²¹ Der Einfachheit halber wird hier nur auf Frauen und Männer Bezug genommen. Es soll aber nicht ausgeschlossen sein, dass *der Geschlechterbegriff* nicht erweiterungsfähig (oder sogar -bedürftig) wäre.

Gegenüberstellung beider wären bestimmt reichlich gehaltvoll, um weitere Publikationen zu verfassen.

Frauen fordern im 21. Jahrhundert die gleichen Rechte wie Männer, die gleichen Möglichkeiten und die gleiche Teilhabe an der Gesellschaft – so auch am Kaderarbeitsmarkt. Der Rückschluss, dass dies bereits erreicht ist, folgt bei oberflächlicher Betrachtung schnell. Schaut man aber auf Analysen konkreter Lebensentwürfe wird klar, dass es sich dabei um einen Trugschluss oder anders benannt „Lebens-Märchen“ (Kaufmann 1999: 99ff.) handelt. Fragen zur Geschlechtergleichstellung in der Arbeitswelt werden oft so begründet, dass Frauen sich wegen der Mutterschaft aus dem oberen Kader zurückziehen, resp. dieses nicht in Betracht ziehen. Oder weil es das getroffene partnerschaftliche Arrangement so vorsieht. Dabei wird oft ausgeblendet, dass es sich um kontingente, historisch konstruierte Entscheidungen handelt, die nicht natürlich sind und es auch Alternativen gäbe. Solche Entscheidungen sind dabei nicht als individuelle Leistungen zu verzeichnen, sondern als Vollzug von Gesellschaft. Die Positionierung von Frauen im Berufssystem von Industriegesellschaften lässt sich daher einerseits aus der gesellschaftlichen Organisation des Zusammenhangs von Produktions- und Reproduktionsarbeit erklären, anhand ehelicher oder partnerschaftlicher Arrangements. Aus historischer Perspektive ist die normativ-institutionelle Verknüpfung von Erwerbsarbeit und privater Reproduktion als variabel und kulturabhängig anzusehen (vgl. Hausen 2000; Pfau-Effinger 2000; Becker-Schmidt 2002). Andererseits leben auch nicht alle Frauen, die eine Karriere anstreben oder in einer Führungsposition tätig sind, in einer Partnerschaft. Auch Kinderlosigkeit ist in diesem Zusammenhang ein auszumachendes Phänomen. Wie kann diesem Umstand Rechnung getragen werden? *Frauen und Karriere* kann nicht unabhängig von Geschlechterverhältnissen bearbeitet werden, da die heutige (schweizerische) gesellschaftliche Organisation von Arbeit (Produktions- und Reproduktionsarbeit) beide Geschlechter betrifft. Ein Blick über die Schweizer Landesgrenze zeigt, dass grosse nationale Unterschiede auszumachen sind. Es geht hier daher immer um Geschlechterverhältnisse, Geschlechterordnung oder -hierarchie. Nur Frauenforschung zu betreiben,

erscheint im hiesigen Zusammenhang als unwirksam. Das Erkenntnisinteresse richtet sich daher nach der Frage der Geschlechterverhältnisse als Herrschaftsverhältnisse (vgl. Bourdieu 2005), welche in den Selbstverhältnissen, der Selbstdarstellung und des Selbstmanagements von Frauen durch ihren Habitus zur Geltung kommen.

2.3.1 Aktueller Forschungsstand

Vertieft man sich in die Literatur zu Frauen, Karriere und Führung ist ersichtlich, dass die Gleichstellung zwischen Mann und Frau nach einem halben Jahrhundert Gleichstellungspolitik alles andere als egalitär ist (vgl. Kellerman & Rhode 2007: 1). Dennoch ist festzuhalten, dass sich die Situation der Geschlechtergleichstellung in Richtung einer formellen Egalität zu bewegen sucht.

Fast jede Arbeit in unserer Gesellschaft scheint ein bestimmtes Geschlecht zu haben. „Es gibt, das läßt sich in der Statistik ebenso entnehmen wie dem Alltagsverständnis, Frauenarbeit und Männerarbeit, Frauenberufe und Männerberufe, „weibliche“ und „männliche“ Branchen und Arbeitsplätze“ (Wetterer 1995: 11). Der Arbeitsmarkt ist geprägt von geschlechtsspezifischen Segregationsprozessen. Dabei ist eine Geschlechterhierarchie zu erkennen. Formal haben die Frauen von heute keine Hindernisse mehr, hochqualifizierte Berufe und Professionen auszuüben. Doch die Grundstruktur der Reproduktion einer stets hierarchisch gefassten Geschlechterdifferenz hat sich wenig geändert (vgl. ebd.). So sind „[...] in Professionalisierungsprozesse immer noch Prozesse einer geschlechterhierarchischen Statusdistribution eingelagert“ (a.a.O.: 12). Wie kann dieses Phänomen erklärt werden? Um diesen Problemkomplex zu lösen, war die Auseinandersetzung mit zwei Theorietraditionen wichtig. Erstens die Auseinandersetzung mit professions-soziologischen Konzepten, die im angelsächsischen Bereich seit Anfang der 1970er Jahren explizit als Berufssoziologie und zu einer Soziologie sozialer Ungleichheit entwickelt worden sind. Und zweitens die Auseinandersetzung mit dem aus der Ethnomethodologie stammenden Ansatz der sozialen Konstruktion von Geschlecht (vgl. a.a.O.: 12f.).

Theoretische Analysen und empirische Untersuchungen zum Verhältnis von Profession und Geschlecht, die an im engeren Sinne professionssoziologische Konzepte anschließen, sind in der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung noch relativ neuen Datums. Das hängt sicherlich (auch) damit zusammen, daß sich die Professionssoziologie in puncto „Geschlechtsblindheit“ noch bis weit in die 80er Jahren kaum von anderen soziologischen Teilbereichen unterschied. Die Professionssoziologen verfahren vielmehr mit den Frauen in einer Weise, die derjenigen ihres Gegenstandes, also der „professionals“ selbst, nicht unähnlich war: durch Ausgrenzung – diesenfalls via Nichtthematisierung. (Wetterer 1995: 13)

Dies zeigt auf, wie jung die Debatte um Professionalisierungsprozesse und Geschlecht ist. In den darauf folgenden Jahren folgten unzählige Publikationen, im angelsächsischen wie im deutschsprachigen Raum, mit geschlechtersensibilisierten professionssoziologischen Konzepten.²² Dabei ging es um den Zusammenhang von „Gender, Status and Professionalism“ oder wie es kurz darauf bei Anne Witz hiess, „Profession and Patriarchy“ (Witz 1992). Mit der akademischen Ausbildung, als einziger, legitimer Zugang zum exklusiven Kreis der „Professionals“, wurde die Qualität professioneller Dienstleistungen sichergestellt. Dieser Weg wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geebnet, wo Qualifikationsstandards aufkamen und zu Zugangs- oder Ausschlusskriterien führten. Es zeigte sich eine geschlechtshierarchische Arbeitsteilung zwischen (männlich dominierten) Professionen und (weiblichen) Semiprofessionen, die zum Muster der Beziehung zwischen Männerarbeit und Frauenarbeiten in vielen Berufsbereichen werden sollte (vgl. Wetterer 1995: 17). Mit der Zulassung der Frau zu Universitäten hatte die Frau zwar Zugang zum Qualifikationssystem, blieb aber weiterhin vom Beschäftigungssystem ausgeschlossen. Man kann in diesem Zusammenhang von einer Entkopplung der Qualifikation und Beschäftigung sprechen. Diese Diskrepanz zu meritokratischen Legitimationsstandards bot viele Angriffspunkte, sodass es nicht länger durchsetzbar war. Nicht das Geschlecht, sondern die Qualifikationsadäquanz sollte geltend gemacht werden. Doch bei genauerem Hinschauen fällt auf, dass die berufs- bzw. professionsinterne Hierarchisierung weiterhin entlang der Trennlinie Geschlecht existiert (vgl.

²² Vergleicht man den deutschsprachigen mit dem angelsächsischen Diskussionsstand, zeigt sich dieser zur gleichen Zeit noch recht mager (vgl. Wetterer 1995: 14).

a.a.O.: 18). Durch die Bildungsexpansion ab den 1960er Jahre, die zu einer Verallgemeinerung akademischer Qualifikationsnachweise führte, wurde auch deren Funktion als zentrales Kriterium der Statusdistributionen sukzessive entwertet. Daher gewannen qualifikationsunabhängige Kriterien der Statusdistribution eine immer grössere Bedeutung. Eine Vergeschlechtlichung von Berufsarbeit selbst, als Konstruktion der Differenz von Mann und Frau, ist zu beobachten. Diese erscheint dann als natürlich, wenn es

[...] in einer bestimmten historischen Phase – eben nur männliche Ärzte und weibliche Krankenschwestern, männliche Röntgenologen und weibliche Röntgenassistentinnen, männliche Anwälte und weibliche Anwaltsgehilfinnen gibt, dann ist dies – wie jede Form geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung – immer auch ein spezifischer Modus der sozialen Konstruktion der Differenz: dann „sind“ Männer und Frauen in eben dem Maße verschieden, indem sie Verschiedenes arbeiten; dann „haben“ Frauen und Männer in eben dem Maße unterschiedliche Lebenschancen und Optionen, in dem ihnen nur die einen oder nur die anderen Berufsfelder zugänglich sind; dann befinden sie sich nicht zuletzt in eben dem hierarchischen Verhältnis, in das die Beziehung zwischen Profession und Semi-Profession sie setzt. (Wetterer 1995: 20)

Die Unterschiede der Geschlechter, oder die berufsbezogenen Geschlechterdifferenzen, sind nicht natürlich, sondern eben immer auch selbst Resultat der Vergeschlechtlichung von Berufsarbeit. Oft wird vergessen oder übersehen, dass diese soziale Konstruktion von Beruf und ihre Geschlechtszugehörigkeit mit Prozessen der Interessensicherung, Ressourcensicherung und Statusdistribution einhergehen.

Theorien sozialer Ungleichheit haben sich hauptsächlich mit herkunfts- oder lohnarbeitsbezogener vertikaler Strukturierung befasst, was Gegenstand von Klassentheorien, Schichtungsforschung und Sozialstrukturanalysen ist. Die Geschlechterungleichheit wurde mehr oder weniger exklusiv im Rahmen der Frauenforschung thematisiert. In der traditionellen Ungleichheitsforschung ist daher ein Paradigmenwechsel auszumachen. Geschlechterungleichheit wird als neue soziale Ungleichheit bearbeitet. Auch Bourdieus Arbeiten zur Reproduktion von sozialer Ungleichheit sind hier einzuordnen. Soziales Handeln und soziale Praxis selbst werden als Konstitutionsbedingungen verschiedener Formen sozialer Ungleichheit bearbeitet. An dieser Stelle wird nicht weiter auf Un-

gleichheitsforschung eingegangen.²³ Einerseits, weil sich die vorliegende Arbeit auf Bourdieus Arbeiten stützt, die bereits nachgezeichnet wurden und ohnehin weiter bearbeitet werden. Und andererseits, weil dieses Kapitel einen Abriss zum aktuellen Forschungsstand bilden soll. Es soll hier nicht in die Tiefe gehen, sondern noch weitere Forschungslinien sollen aufgezeigt werden.

Ein weiterer Forschungszweig hat sich vor allem auf die Arbeitsteilung in Paarbeziehungen fokussiert. Dabei steht der Aushandlungsprozess zwischen Erwerbsarbeit und Hausarbeit im Vordergrund. Diese Richtung kann im Rahmen der Familiensoziologie und Arbeitssoziologie angesiedelt werden. Mit der Frauenbewegung Ende der 1960er, Anfang der 1970er Jahre rückte das Verhältnis der Geschlechter immer mehr ins Blickfeld. Was zuvor Privatsache war, wurde zum Thema in Medien, Politik und Öffentlichkeit. Vor allem ab den 1980er Jahren ist eine grosse Fülle an deutschsprachigen Publikationen zu diesem Thema zu verzeichnen. Schwerpunkte finden sich in den Bereichen Familie und Erziehung sowie auf den Gebieten Arbeit und Beruf. Einschlägige Untersuchungen, die Themenkonjunkturen sind anhand der Buchtitel leicht erkennbar, konzentrieren sich auf „Geschlechterrollen und Arbeitsteilung“ (Eckert 1979), „Sozialisation: weiblich – männlich?“ (Hagemann-White 1984) und den Erwerb einer weiblichen Moral (vgl. Gilligan 1982), so wie zum Beispiel in Elisabeth Beck-Gernsheim „Der geschlechtsspezifische Arbeitsmarkt“ (1976), die sich auf das Problem unterschiedlicher Aufgabenzuweisung an Männer und Frauen fokussiert, genauso wie in ihrem einige Jahre später erschienenen Werk „Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf. Frauenwelt Familie“ (1980). Beck-Gernsheim forscht zudem zu Themen wie sozialer Wandel und der Institution „Familie“, in z.B. „Was kommt nach der Familie?“ (2010). Die Integration und Zunahme der Teilhabe der Frau an Bildungsinstitutionen und Erwerbsarbeit hat zu Alternativen partnerschaftlichen Zusammenlebens geführt.

²³ Von Aristoteles über Jean-Jacques Rousseau (1755), Karl Marx (1867) bis Max Weber (1922), um nur einige Klassiker zu nennen, haben sich viele mit Ungleichheit beschäftigt. Für eine Übersicht siehe Müller & Schmid (2003).

Auch die akute Zunahme an Scheidungen, nicht ehelichen Partnerschaften und Einpersonenhaushalten trotz Partnerschaft, haben das soziale Zusammenleben verändert. Auch in jüngerer und jüngster Zeit sind eine Vielzahl an Publikationen auszumachen, z.B. von Andrea Maihofer, die Geschlecht und Geschlechterverhältnisse bearbeitet z.B., in „Wandel der Familie“ (2001) oder „Geschlecht als soziale Konstruktion“ (Maihofer et al. 2004). Wie im vorangegangenen Kapitel dargelegt, wird sich hier auf ihre Geschlechterdefinition gestützt. Auch sie analysiert Normen familialer Arbeitsteilung. Genauso Tomke König (1999; 2006; 2007; 2011), der es vor allem um Geschlechterarrangements und deren Arbeitsteilung geht. Auch Margret Bürgisser (2003; 2006; 2011) befasst sich mit der Thematik Frauen und Karriere.²⁴ Dabei geht es neben arbeits- und familiensoziologischen Fragestellungen auch immer um bildungssoziologische Fragestellungen, sowie Lebenslauf- und Biographieforschung und organisationssoziologische Probleme, um nur ein paar weitere angrenzende Forschungsbereiche zu nennen, die ebenfalls (mit-)bearbeitet werden, wenn es um Geschlechterverhältnisse und Arbeit geht.

Alle genannten Autoren sind sich einig, dass ein Wandel der Geschlechterverhältnisse stattfindet, dies in Lebensstil (z.B. Familie, Wohngemeinschaften, nicht-eheliches Zusammenleben, familienexterne Betreuungsstrukturen etc.) und Arbeit (Managerinnen, Hausmänner, Teilzeitarbeit, Flexibilität und Mobilität etc.). Dieser Wandel zeigt sich dabei eher träge. Dabei stehen sich die polare Definition der Geschlechterrollen und -attributionen und Dispositionen (der klassischen bürgerlichen Gesellschaft/Familie) und deren implizite Arbeitsteilung im Weg. Die vormoderne Gesellschaft hatte eine bestimmte Vorstellung von Arbeitsteilung, die z.B. davon ausgeht, dass Schwangerschaft, Geburt und Stillzeit einen grossen Raum im Leben einer Frau einnimmt und nicht mit sonstigem Arbeiten verträglich ist. Geschlechtlich-hierarchische Arbeitsteilung

²⁴ An dieser Stelle gäbe es noch unzählige weitere Autorinnen/Autoren und spannende Publikationen zu nennen, auch aus dem angelsächsischen Raum. Es kann hier nicht allen Autorinnen/Autoren gerecht werden. Auch hat die obige Aufzählung nicht den Charakter einer Hierarchisierung.

und deren Platzzuweisung in der Gesellschaft werden je länger je mehr aber nicht mehr als natürlich angesehen und hingenommen. So werden unter anderem eine egalitäre Arbeitsteilung in der Paarbeziehung und Teilzeitarbeit, auch des Mannes, angestrebt. Die aktuelle Forschung zu Fragen der Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion zeigt sich als sehr junge Forschung. Es gibt eine Vielzahl von mikrosoziologischen Untersuchungen zur Arbeitsteilung in Haushalten oder berufliches Alltagshandeln von Frauen. Die Analysen geben Aufschluss, wie Geschlecht als Ressource der Strukturierung arbeitsteiliger Zuständigkeiten und Spezialisierungen genutzt werden. Sie machen auch deutlich, wie zugleich und umgekehrt die Arbeitsteilung zu einer wichtigen Ressource der Geschlechterkonstruktion selbst wird (vgl. Wetterer 2002: 22). Das Bild ist eindeutig: Der Mann bekleidet Posten (typische Männerberufe und Männerarbeit) mit viel Macht, Prestige, Lohn etc., die Frau ist eher im karitativen und sozialen Bereich tätig und das Gegenteil trifft auf diese typischen Frauenberufe und Frauenarbeit zu. Der Fokus liegt daher immer auch auf der interaktiven Herstellung von Geschlecht im beruflichen Alltagshandeln. Es interessieren hier die verborgenen Strukturen hinter den mikrosoziologischen Untersuchungen. Es wird sich dabei bewusst gegen die Dichotomie von Beruf/Arbeitswelt und Familie/Hausarbeit gerichtet. In dieser allzu oft bearbeiteten Dichotomie – Vereinbarkeit von Beruf und Familie – wird die Geschlechterdifferenzierung von Öffentlichkeit und Privatheit weiterhin reproduziert. Es wird übersehen, dass diese geschlechtertheoretische Kategorisierung eine weitere Wiederholung der als natürlich erscheinenden Differenzierungen der Geschlechter selbst ist – die Frau als häusliches Wesen. Es manifestiert, wie das Geschlechterdenken tief in unserem Bewusstsein verwurzelt ist.²⁵ Daher ist die Kategorie Geschlecht und alles, was in deren Bearbeitung mitkonstruiert wird, so schwierig. Die Kategorie

²⁵ Die Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit geht weit in der Geschichte zurück. Es ist immer wieder verblüffend, dass je vertrauter wir mit einer Kategorisierung sind, dass sie umso natürlicher daher kommen kann und das Hinterfragen hinfällig erscheinen lässt. Nur wenn Kategorisierungen selbst als Erfindungen aufgedeckt werden, können die tiefergelagerten Mechanismen bearbeitet werden.

Geschlecht und alle Bereiche die damit mitkonstruiert werden, bringen Identitätskraft und -zwang mit sich, ohne bemerkbar zu sein. In den folgenden Kapiteln wird weiter auf die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und Qualifikationsprofile und deren aktuellen Forschungsstand eingegangen. Zum Schluss folgt eine Betrachtung des Schweizer Arbeitsmarktes.

2.3.2 Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung

Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung erscheint uns als etwas Natürliches, als etwas Selbstverständliches und so nicht Hinterfragbares. Dieses Phänomen wird hier von der symbolischen Ordnung her nach Bourdieu (vgl. Kapitel 2.1) bearbeitet. Bourdieu stellt fest, dass viele Positionen für Männer massgeschneidert sind und daher für Frauen nur schwer erreichbar (vgl. Bourdieu 2005: 110f.). Denn Professionen und Positionen weisen viele geschlechtliche Konnotationen auf, welche auf Eignung und Befähigung verweisen. Vor allem, wenn es um Führungspositionen und somit Machtpositionen geht. Geschlecht, Geschlechterrollen und Geschlechtsattributionen gehen Hand in Hand und sind somit geprägt von normativen Erwartungen, die über die Zeit entstanden sind und sich festgesetzt haben. Der Körper ist dabei als biologische Realität konstruiert und in zwei Kategorien, männlich oder weiblich, klassifiziert. Die Unterscheidung in männlich und weiblich schlägt sich aber nicht nur im Körper nieder, sondern prägt auch die Körperwahrnehmung, die Ausdrucksmöglichkeiten und die Gewohnheiten des Körpers. Daher ist Identität auch durch den Körper bestimmt, und zwar als männliche oder weibliche Identität. Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern hat daher einen körperlichen Bezugspunkt, welcher tief und fest im Habitus verankert ist. Diese so geronnene Struktur macht vergessen, dass sie selbst gesellschaftlich ist, das heisst, von den Menschen selbst produzierte und beständig reproduzierte Struktur ist (vgl. Kraus 2011: 4). So ist es

[...] eine willkürliche Konstruktion des Biologischen und insbesondere des – männlichen und weiblichen – Körpers, seiner Gebrauchsweisen und seiner Funktionen [...], die der männlichen Sicht der Teilung der geschlechtlichen Arbeit und der ge-

schlechtlichen Arbeitsteilung und darüber hinaus des ganzen Kosmos ein scheinbar natürliches Fundament liefert. Ihre besondere Kraft zieht die männliche Soziodizee daraus, daß sie zwei Operationen zugleich vollzieht: *sie legitimiert ein Herrschaftsverhältnis, indem sie es einer biologischen Natur einprägt, die selbst eine naturalisierte gesellschaftliche Konstruktion ist.* (Bourdieu 2005: 44; Hervorhebung im Original)

Die männliche Herrschaft wird so zum paradigmatischen Fall der symbolischen Herrschaft.

Mit der Verkörperlichung oder „Somatisierung“ des Herrschaftsverhältnisses ist sie ein Extremfall jener Inkorporation symbolischer Ordnungen, die eine vorreflexive Zustimmung zur Herrschaft sichert. Sie gilt als natürliche, den Körpern der Menschen entspringende Ordnung, die keiner Legitimation bedarf, völlig selbstverständlich daherkommt und deshalb auch nicht als Herrschaftsbeziehung wahrgenommen wird. (Krais 2011: 41)

Es ist fast unmöglich, sich geschaffenen Situationsdefinitionen zu entziehen. In Alltagssituationen fehlt daher oft das Bewusstsein für ausschliessende Implikationen. Akteure betreiben Ausschluss durch unreflektierte Handlungen oder Aussagen bezüglich geschlechtstypischer Fähigkeiten oder sogar Platzzuweisungen, die dennoch Wirkung bei den Betroffenen zeigen können (vgl. Hofbauer 2006: 24). „Dafür hätte sie doch ein Händchen, ein wenig Blumenschmuck in der Eingangshalle soll sie arrangieren, wenn der neue Investor kommt. Dafür würde sie dann auch bei der Präsentation der Bilanz entlastet. Die übernimmt ihr Kollege, hat der Chef gesagt“ (Strunk et al. 2005: 235). Implikationen können folgenreich sein und Auskunft über die Geschlechterordnung, -zuweisung und -erwartung geben, die symbolische Ordnung, die wiederum ein Schicksalseffekt mit sich zieht. Goffman (1994: 14) schreibt dazu: „Wenn eine Frau nämlich gegen einen Übergriff schimpfend protestiert, dann tritt ihr Selbst in die Interaktion ein und ratifiziert damit die Zwangsbeziehung, die ihr bis dahin gegen ihren Willen aufgedrängt worden war.“ Dieses Beispiel zeigt exemplarisch, wie dominant Erwartungen an das Geschlecht auch in der Arbeitswelt sind. Weiblichkeit wird oft mit Charakteristika wie Passivität, Loyalität, Emotionalität, Hilfsbereitschaft und Sinn für Gestaltung und Ästhetik (geduldige Handarbeit) in Verbindung gebracht. Oder sie werden als Sexobjekte wahrgenommen (vgl.

Müller 1995: 103). Egal, wie das Geschlechterverhältnis gedreht wird, feminin bedeutet immer abgewertet.

Geschlechtszugehörigkeit ist nicht nur für die Strukturierung und Symbolisierung von Arbeitsteilung und Berufsarbeit entscheidend. Sondern Geschlecht ist nach Angelika Wetterer (2002) – so die Grundthese – entscheidend für die Art und Weise, wie Arbeit organisiert ist. Arbeit ist wiederum entscheidend für die Konstruktion von Geschlechtlichkeit (vgl. Teubner 2010: 499). Die Konstruktion der Geschlechterdifferenz in der Arbeitswelt ist danach ein integraler Bestandteil von Strukturierungs- und Symbolisierungsprozessen von Berufsarbeit. Damit trägt die Arbeitswelt in spezifischer Weise zur Reproduktion der Geschlechterverhältnisse bei. Trotz zunehmender Erwerbsbeteiligung von Frauen am Arbeitsmarkt, ist eine beharrliche Spaltung in Frauenbereiche und Männerbereiche zu beobachten. Man spricht in diesem Zusammenhang von einer vertikalen und horizontalen Segregation (vgl. Dressel & Wanger 2010: 484ff.). Die horizontale Segregation bezieht sich auf den gesamten Erwerbsbereich, der in männliche und weibliche Tätigkeitsfelder, Berufe und Branchen einteilbar ist. Man kann in diesem Zusammenhang von typischen Frauenberufen sprechen, z.B. soziale Berufe, und von typischen Männerberufen, z.B. technische, handwerkliche Berufe. Frauenberufe und Männerberufe sind dabei unterschiedlich in ihrer Positionierung, sowie im Status-Gefüge der Profession selbst. Kommt es zu einem Geschlechtswechsel von Arbeit, also wird ein Männerberuf zum Frauenberuf, ist dies mit einer veränderten Positionierung des Berufes verbunden. Die Feminisierung von Arbeit geht in der Regel mit einem Status- und Ansehensverlust einher (vgl. Teubner 2010: 503). Bei der Maskulinisierung von Arbeit verhält es sich genau umgekehrt. Die vertikale Segregation bezieht sich auf die Hierarchisierung zwischen den Geschlechtern. Nickel & Hüning (2008) untersuchen zum Beispiel ein Bankenunternehmen mit einer Frauenbeschäftigungsquote von 70 %. Im Detail wurde ersichtlich, dass der Frauenanteil mit steigender Hierarchie sinkt und Frauen auf den obersten Führungsebenen kaum noch vertreten waren. Im Vorstand war keine Position mit einer Frau besetzt und auf der zweiten Führungsebene betrug der Frauenanteil lediglich 7.1 %. Erst auf der

vierten Führungsebene (z.B. Teamleiterinnen), ist ein Frauenanteil von 69.3 % der Gesamtbelegschaft auszumachen (vgl. a.a.O.: 226f.). Die erfreuliche Frauenbeschäftigungsquote von 70 % in einem Bankenunternehmen kann daher trügerisch sein. Geschlecht zeigt sich daher als vertikales Strukturierungsprinzip. Dazu kommen Lohndifferenzen zwischen den Geschlechtern und Anerkennung und Prestige einer Position oder Profession, die einem geschlechterspezifischen Hierarchisierungsprinzip folgen, wobei die Frau eine Diskriminierung erlebt. Hinzu kommt das Phänomen der sogenannten „Gläsernen Decke“, die den Zugang zu höheren Positionen für Frauen erschwert oder gar verunmöglicht. Frauen sind bis heute in der Deutschschweiz in Spitzenpositionen signifikant untervertreten. Führungspositionen als Machtpositionen erscheinen dem männlichen Geschlecht als natürlich innewohnend. Weiblichen Attributionen und Dispositionen erscheinen Macht und Herrschaft eher fern. „Pointiert lässt sich die geschlechtliche Segregation als Ausweis sozialer Ungleichheit wie folgt charakterisieren: Frauen und Männer nehmen trotz gleicher Qualifikation in allen Berufen und Professionen unterschiedliche Positionen ein; zudem sind sie sehr ungleich in den Berufen präsent“ (Teubner 2010: 501).

2.3.3 Geschlecht als Qualifikationsprofil

Männlichkeit und Weiblichkeit werden durch bestimmte Zuschreibungen gekennzeichnet und auch differenziert. In Bezug auf Arbeit und Karriere werden auch gewisse Qualitäten mit einem Geschlecht (männlich oder weiblich) in Verbindung gebracht. So werden z.B. stereotypisch gute Ziel- und Lösungsorientierung (task style) Männern zugeschrieben und Frauen eine Neigung zur Beziehungspflege und Mitgefühl (interpersonal style). Man erwartet auch, dass eine Frau anders kommuniziert oder führt als ein Mann, da man unterschiedliche Rollenerwartungen und -anforderungen an einen Mann und eine Frau stellt. Die Konstruktion des sozialen Geschlechts ist somit auch in Organisationen anzutreffen (vgl. Eagly & Johannesen-Schmidt 2001: 783). Es geht um die Erfüllung von Erwartungshaltungen und Rollenkonformität, auch bei Führungsstilen, resp.

Kaderpositionen. Warum es Frauen umso schwieriger haben eine Führungsposition innezuhaben, kann daher auch mit den Attributen, die einem „Führer/Chef“ zugeschrieben werden, erklärt werden: Die Rolle der Frau enthält diese Attribute nicht. Frauen sehen sich mit der Herausforderung konfrontiert, eine Balance zu finden zwischen Rollenerwartungen an die Frau und an „den Manager“, da dies gesellschaftlich gesehen inkongruent daher kommt, im Gegensatz zum Mann als Manager. Kellerman & Rhode (2007: 4ff.) führen zahlreiche Studien an, dass sich die Frau einem Konflikt der Karriere und familialen Pflichten entgegen sieht. Herrschaftsstrukturen, Machtverhältnisse und die soziale Ordnung, der Ursprung der sozialen Konstrukte und Konflikte, bleiben dabei im Verborgenen. Da Geschlecht ein relationaler Begriff ist, werden andauernd Unterschiede der Geschlechter herausgearbeitet und dabei wird die soziale Ordnung konstant reproduziert. Es interessiert hier daher, was sich für Sinnhorizonte der Betroffenen ausmachen lassen: Welche Denk- und Handlungshorizonte unter Aspekten von Machtverhältnissen und Herrschaft existieren? Welche soziale Struktur steht hinter dem „Erfolg“ von Frauen in Führungspositionen? Wie nehmen sich diese Frauen selbst wahr, resp. beurteilen sie ihr eigenes Handeln? Wie ist dies im Hinblick auf die Geschlechterordnung (Herrschaftsstruktur zwischen den Geschlechtern) einzuordnen?

Befasst man sich mit wirtschaftswissenschaftlicher Literatur zu Frauen und Führung, sind zwei dominante Herangehensweisen auszumachen. Erstens, die Work-Life-Balance Debatte, in welcher vor allem die Arbeitsintensität (Stundenaufwand) und Freizeit, speziell das *Frau-Kind-Karriere* Thema im Zentrum steht. Zentrale Fragen hierbei sind, wie der Arbeitsmarkt attraktive Stellen für die Bedürfnisse der Frauen schaffen kann. Dabei wird davon ausgegangen, dass Frauen nicht nur andere Qualitäten als Männer aufweisen, sondern auch andere Bedürfnisse und Ansprüche haben. Und zweitens, die Managementliteratur, die sich vor allem mit Erfolgsfaktoren (oder Hemmfaktoren), Führungsstilen und Problematiken, Differenzen und Herausforderungen weiblicher, männlicher und geschlechtsneutraler Führungsstile und Stellungen in Unternehmen befasst. Die ersten Arbeiten, welche sich mit Führung beschäftigt haben, sind meist von

männlichen Managern ausgegangen (vgl. Powell 2011: 136f.). Führung war als männliche Praxis konnotiert. Unter dem Argument, dass Frauen nur einen kleinen Teil des Kaderarbeitsmarktes ausmachten, wurden sie aus Studien gestrichen, obgleich sie miterhoben wurden, da diese Daten weiblicher Führungskräfte das Resultat „verzerren“ könnten. Es war als ob „weibliche Manager“ weniger legitim oder weniger wertvoll waren, um erforscht zu werden. Auch wenn Ende des 20. Jahrhunderts Managementforscher weibliche Managerinnen in ihrer Forschung nicht länger ausschlossen, wurden die meisten Führungstheorien unter der Idee männlicher Manager erarbeitet. „Männlichkeit“ und „Managersein“ wurden in einem Zuge gedacht und praktiziert. Es erschien als natürlich, dass der Manager einer Organisation ein Mann war. Heute sind die meisten Führungstheorien auf weibliche, geschlechterneutrale und männliche Charakteristika bezogen. Arbeiten über Führungstheorien und den Kaderarbeitsmarkt sind daher aufgeladen mit genderorientierten Kriterien und Praxen. Die Unterscheidung nach Geschlecht scheint eine natürliche und somit logische Untergliederung zu sein. Alles daraus Folgende, auch qualitative Kriterien, erscheinen dann als natürlich zuweisbar in die Kategorie „männlich“ oder „weiblich“.

Die Work-Life-Balance Debatte reicht u.a. von belletristischen Zeitzeugnissen, Ratgebern, feministischen Schriften, bis hin zu quantitativen und qualitativen Analysen. Dabei geht es jeweils um Faktoren, was Frauen wichtig ist und was als strukturelle und intentionelle Schwierigkeiten für Frauenkarrieren gelten, so z.B. in Sachen Haushalt, Kinderbetreuung, Bequemlichkeit der Frauen, Umfeld und Förderung etc. Diese Debatte erscheint als wenig fruchtbar für die vorliegende Forschungsarbeit, weil sie schon viele Kategorisierungen vorgenommen hat. Indem, dass Haushalt und Kinderbetreuung durch die Frau in einem Atemzug gedacht wird, was gesellschaftlich als legitim und so als natürlich daherkommt, wurde bereits eine gesellschaftliche Geschlechterkonstruktion vorgenommen, resp. wird diese zur Voraussetzung. Dieses Problem kann mit Goffmans „Eimer-Metapher“ gut veranschaulicht werden:

Haben wir uns erst einmal auf die Definition einer Klasse von Personen geeinigt, in unserem Fall auf die des Geschlechts, dann erscheint uns leicht jedes passende Etikett, dass wir ihren Mitgliedern anheften – in unserem Fall „Männer“, „Frauen“, „männlich“, „weiblich“, „er“, „sie“ – zur Charakterisierung, Symbolisierung und erschöpfenden Abbildung dieser Klasse angemessen. So erklärt man eine Eigenschaft zum Eimer, in den die anderen Eigenschaften lediglich hineingelegt werden. (Goffman 1994: 113)

Geht man davon aus, dass es die Aufgabe der Frau ist, die Kinderbetreuung und den Mammutanteil der Haushaltsführung zu übernehmen, resp. wird es als „Normalfall“ vorausgesetzt, erscheinen alle Folgerungen, die diesem Gedanken zugrunde liegen, als logisch und natürlich. Zwar öffnet sich die Work-Life-Balance Debatte auch dem Mann gegenüber, doch wird sie oft in einem Zug mit Frau-Kind-Karriere gedacht. Das Gleiche gilt für die Qualifikation einer bestimmten Position – im „Normalfall“ ist der Manager ein Mann. Kann sich nur ein Mann in einer Machtposition vorgestellt werden, mit allen „männlichen“ Konnotationen und Implikationen, wird der Zugang für die Frau quasi verunmöglicht. Die Herausforderung wird hier daher darin gesehen, über die Work-Life-Balance Debatte hinwegzusehen und einen Schritt vorher einzusetzen, um die darunterliegende symbolische Ordnung zu erfassen. Genau dasselbe wird hier auch für die Managementliteratur ausgemacht, die sich mit Frauen und Führung auseinandersetzt. Beide Thematiken setzen für die vorliegende Analyse der symbolischen Ordnung einen Schritt zu spät ein, resp. beschäftigen sich mit Folgen der symbolischen Ordnung. Dass Managementliteratur androzentrisch ist, erscheint unter der Betrachtung der männlichen Herrschaft nach Bourdieu (2005) nur als logisch. Oder dass Führung als eine männliche Praxis konnotiert ist. Auch die Work-Life-Balance Debatte setzt einen biologischen Determinismus in den Mittelpunkt der Analyse: Das biologische Geschlecht der Frau, konkret, das Gebären und die Vereinbarkeit mit Erwerbsarbeit. Einerseits zielt die Debatte auf die Arbeitsintensität einer Stelle, dies betrifft Mann und Frau. Andererseits zielt sie eben auch genau auf das *Mutter-Kind-Karriere Dilemma*.

Traditionell heißt es: Frauen sind natürlicherweise in der Falle der Gebärfunktion gefangen / Frauen können deshalb nicht gleichberechtigt mit Männern am sozialen Leben partizipieren. Die neue Schlußfolgerung heißt nun: Frauen sind natürlicher-

weise in ihrer Gebärfunktion gefangen / Deshalb hängt ihre Befreiung von der Befreiung aus dieser Falle ab. (Dölling & Kraus 1997: 76)

Hier zeigt sich gut, dass, wenn das Geschlecht nur anhand der Gebärfunktion (Geschlechtsorgan) festgemacht wird, die Komplexität des Phänomens nicht abgebildet werden kann. Denn so könnte die Befreiung aus „dieser Falle“ die Empfängnisverhütung sein, die Geburtenkontrolle (Geburtenplanung). Obwohl nicht alle Frauen Kinder gebären und seit den 1960er Jahren die Antibabypille etabliert ist, hat sich nur sehr wenig zu Gunsten der Integration der Frau in den Kaderarbeitsmarkt getan. Würde es nur am Gebären liegen, hätte man die Partizipation der Frau am sozialen Leben, wie dem Arbeitsmarkt, schnell maximieren können. Hier wird die Ansicht vertreten, dass die verborgenen Mechanismen viel tiefer schürfen. Diese Annahme lässt sich in den folgenden Hypothesen zusammenfassen, die es im Verlauf der Analyse zu überprüfen gilt: *Das Frauen-Kind-Karriere Thema ist ein vordergründiges, die darunterliegenden Mechanismen gilt es zu beleuchten. Die symbolische Ordnung als männliche Herrschaft ist die massgebende Struktur gesellschaftlichen Zusammenlebens. Dies kann als Herrschaftsverhältnis des Mannes über die Frau beschrieben werden, welches durch die Inkorporation des dazugehörigen Habitus reziprok reproduziert wird. Der Integration der Frau in den Kaderarbeitsmarkt scheint daher ein anderes Dilemma zugrunde zu liegen, als „nur“ die Gebärfunktion.* An dieser Stelle wird bewusst nicht auf weitere Literatur zu Frauen und Karriere eingegangen. Erstens, weil die vorliegende Arbeit nicht darauf abzielt, einen Beitrag zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu leisten. Es existiert bereits eine grosse Menge an Literatur zu dieser Thematik und daran angrenzende Problemstellungen. Zweitens, weil die Forschungsarbeit sich mit Bourdieus Sozialtheorie auseinandersetzt und zum Ziel hat, an sein Gedankengut und Instrumentarium anzuschliessen, resp. dieses praktisch anzuwenden.

Es wird an die Feststellung Bourdieus angeschlossen, dass viele Positionen für Männer massgeschneidert und daher für Frauen nur schwer erreichbar sind (vgl. Bourdieu 2005: 110f.). Denn Professionen und Positionen weisen viele geschlechtliche Konnotationen auf, welche auf Eignung und Befähigung verwei-

sen. Vor allem, wenn es um Führungspositionen und somit Machtpositionen geht. Geschlecht, Geschlechterrollen und Geschlechtsattributionen gehen Hand in Hand und sind somit geprägt von normativen Erwartungen, die über die Zeit entstanden sind und sich festgesetzt haben. Im nächsten Kapitel werden einige Kennzahlen des Schweizer Arbeitsmarktes in Bezug auf die Integration der Frauen in den Kaderarbeitsmarkt präsentiert, um ein Bild von der jetzigen Situation zu erhalten.

2.3.4 Atlas des Schweizer Arbeitsmarktes

Es folgen nun einige Kennzahlen, um den Schweizer Arbeitsmarkt und dessen Beschaffenheit in Bezug auf das Geschlecht zu verstehen und Entwicklungen und Tendenzen zu erkennen.²⁶ Der Arbeitsmarkt gilt als die zentrale Instanz zur Zuteilung von sozialen Positionen, gesellschaftlichem Status und Lebenschancen (vgl. Bonss & Ludwig-Mayerhofer 2000). Er ist damit im hohen Masse auch eine „Maschine der Ungleichheitsproduktion“ (Abraham & Hinz 2005: 18). Auszeichnend für das Ende des 20. und den Anfang des 21. Jahrhunderts ist die angestrebte Gleichstellung der Geschlechter. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts haben Mann und Frau fast einen gleichen Bildungsstand und verfolgen immer mehr auch die gleichen Karriereziele. Betrachtet man den Bildungsstand (vgl. Diagramm 1) der Frauen, die im Jahr 2014 älter als 75 Jahre sind und der Frauen, die 2014 zwischen 25–34 Jahre alt sind, ist zu erkennen, dass die Zahl der Hochschulabsolventinnen von 4.6 % auf 34.6 % angewachsen ist. Die Zahl ist um das 7.5-fache gestiegen. Der Vergleich zwischen 25–34 jährigen Männer und Frauen lässt erkennen, dass eine Angleichung in allen Bildungsstufen stattfindet.

²⁶ Alle Zahlen entstammen dem Schweizer Bundesamt für Statistik (www.bfs.admin.ch). Zum Teil wurden hier der Einfachheit halber Zahlen zusammengezogen oder es wird auf die Standardwerte (Jahreswerte oder Quartalswerte) Bezug genommen. Für die exakten Zahlen ist das Schweizer Bundesamt für Statistik direkt zu konsultieren.

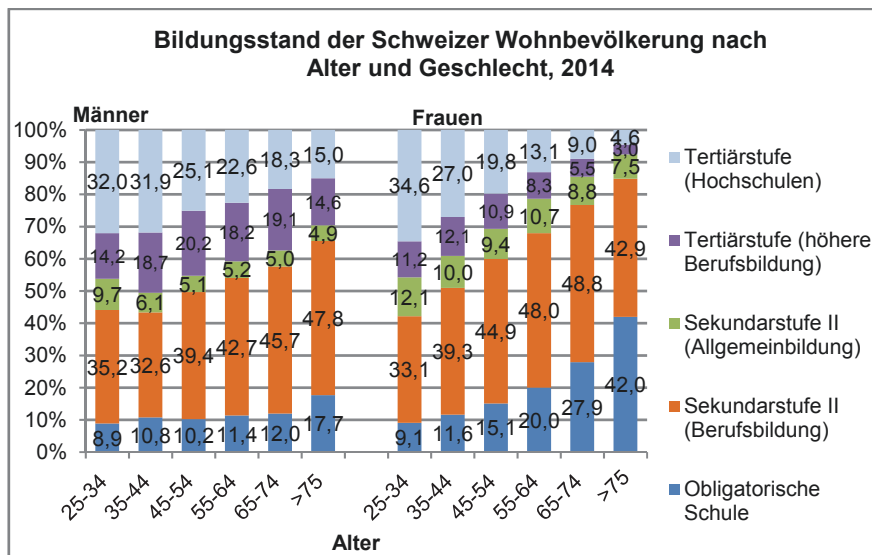


Diagramm 1: Bildungsstand der Schweizer Wohnbevölkerung nach Alter und Geschlecht, 2014 (BFS)

Die Erwerbsquote der Frau ist seit den 1970er Jahren gestiegen und hat sich um die 60 % Marke eingependelt (vgl. Diagramm 2). In der gleichen Zeitspanne ist die Erwerbsquote der Männer leicht aber stetig zurückgegangen und hat sich bei rund 75 % stabilisiert. Sie liegt aber immer noch deutlich höher als jene der Frauen: 75 % der männlichen und knapp 63 % der weiblichen Bevölkerung ab 15 Jahren sind 2014 erwerbstätig oder auf Stellensuche. Am weitesten auseinander liegen die Erwerbsquoten von Frauen und Männern in den Jahren vor dem ordentlichen Rentenalter (55–64 Jahre) und in der Familiengründungsphase (30–44 Jahre): Schon ab etwa 25 Jahren ist die Erwerbsquote der Frauen deutlich niedriger als jene der Männer (vgl. BFS 2014d). Letzteres ist darauf zurückzuführen, dass viele Frauen sich in diesem Alter (vorübergehend) aus der Erwerbstätigkeit zurückziehen und der Kindererziehung widmen.

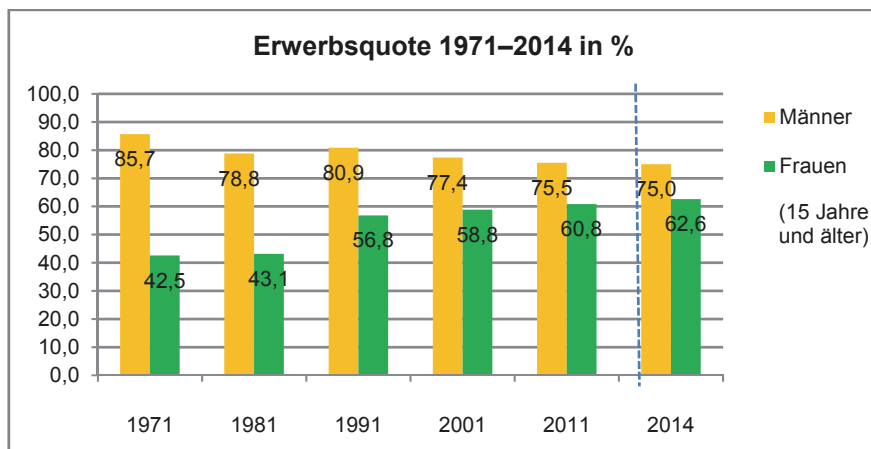


Diagramm 2: Erwerbsquote 1971–2014 in %, 15 Jahre und älter (BFS)

Die Erwerbstätigkeit der Frau hat also zugenommen. Wie bereits angesprochen, sind die Schwankungen der Erwerbsquote der Frau im Alter von 30–44 Jahren durch die Familiengründungsphase zu erklären. Wie das Diagramm 3 zeigt, ist die Frau in Paarbeziehungen die Hauptverantwortliche für die Hausarbeit, auch wenn keine oder ältere Kinder im gleichen Haushalt leben.

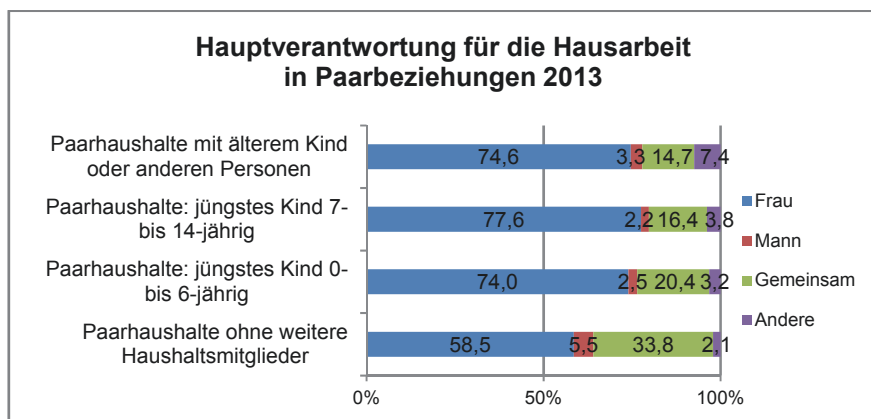


Diagramm 3: Hauptverantwortung für die Hausarbeit in Paarbeziehungen 2013 (BFS)

Im Vergleich der totalen Zahlen von 1997 und 2013 ist es immer noch eindeutig die Frau, die die Hauptverantwortung für die Hausarbeit in Paarhaushalten hat (vgl. Diagramm 4). Vergleicht man die absoluten Zahlen der Hauptverantwortung für die Hausarbeit in Paarbeziehungen von 1997 und 2013, ist eine Abnahme der Frau als Hauptverantwortliche der Hausarbeit und fast eine Verdopplung der gemeinsamen Hausarbeitsteilung auszumachen. Der Anteil des Mannes als Hauptverantwortlicher für die Hausarbeit hat sich fast verdoppelt, zeigt sich aber marginal zum Anteil der Frau als Hauptverantwortliche für die Hausarbeit.

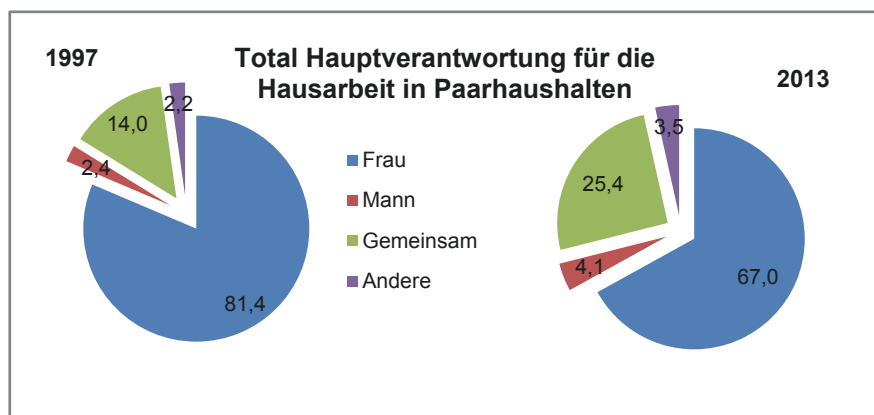


Diagramm 4: Total Hauptverantwortung für die Hausarbeit in Paarbeziehungen (BFS)

Es ist daher auch wenig überraschend, dass Frauen trotz heutigem gleichem Bildungsstand und fast gleicher Erwerbsquote, schlechtere berufliche Positionen erlangen. Bei höheren beruflichen Positionen sind Frauen mit einem Universitätsabschluss weniger als halb so oft wie Männer mit einem Universitätsabschluss vertreten (vgl. Bühler & Heye 2005: 34f.). Je höher das Bildungsniveau, desto weniger ist die Frau nach ihrer beruflichen Position vertreten. Zwischen dem formalen Ausbildungsstand und der Wahrscheinlichkeit, eine höhere berufliche Position zu erreichen, besteht daher ein deutlicher Zusammenhang. Dieser Zusammenhang ist bei den Männern und bei den Frauen auszumachen. Dabei

sind bei den höchsten formalen Ausbildungsniveaus (Universitäts- und Fachhochschulniveau), die Unterschiede der Aufstiegswahrscheinlichkeit zwischen den Geschlechtern besonders gross. Unter der Berücksichtigung der eminenten sozialen und kulturellen Bedeutung des Bildungssystems, kann von einer volkswirtschaftlichen Verschwendung von Ausbildungsinvestitionen gesprochen werden.

Das Bundesamt für Statistik äussert sich zu den Entwicklungen der Fortschritte und Stagnation in der Gleichstellung der Geschlechter von 1970–2000 folgendermassen:

Ein inkonsistentes Nebeneinander von Fortschritten und Stagnation ist kennzeichnend für das Bild der Gleichstellung zwischen Frauen und Männern am Ende des 20. Jahrhunderts. Deutliche Fortschritte wurden in der Ausbildung und in der Erwerbsbeteiligung erzielt. In diesen Bereichen fand eine eindruckliche Entwicklung in Richtung egalitärer Geschlechterverhältnisse statt – insbesondere bei den jüngeren Altersgruppen. Neben diesen positiven Ergebnissen der Volkszählung gibt es aber auch zahlreiche Bereiche der Stagnation. Dazu gehören namentlich die anhaltende Segmentierung in einen männlich geprägten Vollzeit- und einen weiblich geprägten Teilzeit-Arbeitsmarkt, die hierarchischen Verhältnisse im Erwerbsleben, die geringe Beteiligung der Väter an den Haushalts- und Familienarbeiten sowie die hohe zeitliche Arbeitsbelastung der Mütter. (Bühler & Heye 2005: 9)

Fünfzehn Jahre nach dieser im Jahr 2000 durchgeführten Volkszählung, haben sich die Zahlen in Bezug auf die Segmentierung in männlich geprägte Vollzeitarbeit und weiblich geprägte Teilzeitarbeit kaum verändert. Seit 1991 ist die Teilzeitarbeit sowohl bei den erwerbstätigen Frauen, als auch bei den erwerbstätigen Männern gestiegen (vgl. Diagramm 5). Seit Anfang der 1990er Jahre arbeitet über die Hälfte der Frauen (am Total der Erwerbstätigen) Teilzeit, bei den Männern steigt der Anteil hingegen nicht über 16 %.

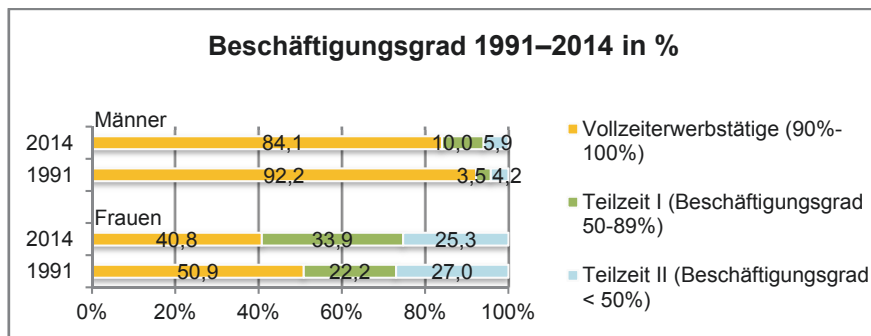


Diagramm 5: Beschäftigungsgrad 1991–2014 in % (BFS)

Zurzeit gehen 6 von 10 erwerbstätigen Frauen, aber nur 1,6 von 10 Männern, einer Teilzeitarbeit nach. Die Teilzeitarbeit ist somit ein typisches Merkmal der weiblichen Erwerbsarbeit. Dies kann mit dem hohen Zeitaufwand für Hausarbeit erklärt werden, ergo mit der Wahl des Familienmodells. Das folgende Diagramm 6 zeigt die Erwerbskombinationen in Paarhaushalten (Familienmodelle) mit Kindern unter 7 Jahren. Im Vergleich zwischen 1990 und 2000 ist eine Zunahme des modernisierten bürgerlichen Familienmodells auf Kosten des traditionellen bürgerlichen Familienmodells zu erkennen. Im Jahr 2000 sind diese beiden Modelle fast zu gleichen Teilen vertreten und machen zusammen fast dreiviertel aller Erwerbskombinationen in Paarhaushalten in der Schweiz aus, was bedeutet, dass Frauen entweder nicht erwerbstätig oder teilzeiterwerbstätig sind. Im Jahr 2014 hat sich dieser Zustand weiter verfestigt und die Hälfte aller Paarhaushalte mit Kind/ern haben das modernisierte bürgerliche Familienmodell gewählt (vgl. BFS 2014c).²⁷

²⁷ Die Erhebung aus dem Jahr 2014 ist weiter ausdifferenziert (Erhebungsabweichungen) als die aus den Jahren 1990 und 2000, daher wird darauf verzichtet diese Zahlen einander gegenüberzustellen.

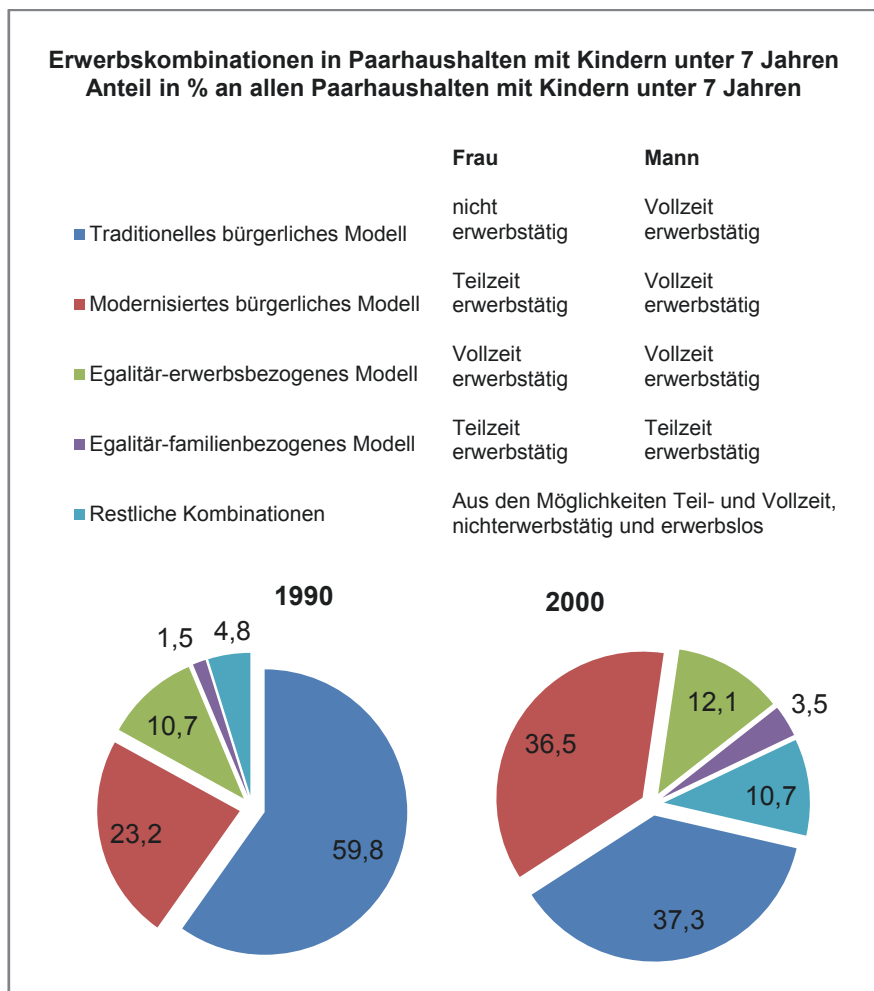


Diagramm 6: Erwerbskombinationen in Paarhaushalten mit Kindern unter 7 Jahren. Anteil in % an allen Paarhaushalten mit Kindern unter 7 Jahren (BFS)

Einerseits bedeutet Teilzeitbeschäftigung häufig ungesicherte Arbeitsverhältnisse, schlechtere soziale Absicherungen (z.B. bei der Pensionskasse) sowie geringere Weiterbildungsmöglichkeiten und Karrierechancen. Anderer-

seits bietet sie die Möglichkeit, neben der Erwerbsarbeit noch andere Arbeiten zu übernehmen, wie Kinderbetreuung, informelle Hilfeleistungen und Hausarbeit.

Ein Blick über unsere Landesgrenzen hinaus macht deutlich, dass der Konflikt zwischen Familie und Beruf nicht überall gleich gross ist wie in der Schweiz. Innerhalb Europas weisen vor allem die skandinavischen Länder vergleichsweise bessere Rahmenbedingungen für die Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Elternschaft auf. Diese unterschiedlichen Rahmenbedingungen in einzelnen Ländern zeigen, dass die gegenwärtige Situation in der Schweiz weder naturbedingt noch unveränderlich ist. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf hängt vielmehr sowohl von politisch-institutionellen und ökonomischen Gegebenheiten als auch von kulturellen Leitbildern, Werten und Normen in einer Gesellschaft ab. (BFS 2015)

Das Bundesamt für Statistik stellt fest, dass, was die Situation der Frauen betrifft, die Schweiz im internationalen Vergleich schlechtere Rahmenbedingungen für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf aufweist. Es wird ein weiteres Mal bestätigt, dass die gesellschaftliche Ordnung (Geschlechterordnung) weder naturbedingt noch unveränderlich ist. Es geht hervor, dass es für den Staat wünschenswert ist, die Frauen besser in den Arbeitsmarkt zu integrieren. Familienergänzende Kinderbetreuung kann eine wesentliche Entlastung der Eltern darstellen und bildet so einen zentralen Faktor bei der Vereinbarkeit von Beruf und Familie (vgl. BFS 2015). Zur Kinderbetreuung und zu familienexternen Betreuungsstrukturen durch staatliche Einrichtungen, Kinderkrippen, Ganztagschulen o.Ä., stehen vom Bundesamt für Statistik zum jetzigen Zeitpunkt noch keine Zahlen zur Verfügung.

Bei Frauen in Führungspositionen sind grosse Unterschiede zwischen Wirtschaftszweigen und Regionen auszumachen. Obwohl Frauen mit 44 % fast die Hälfte aller Erwerbstätigen ausmachen (vgl. Bühler & Heye 2005: 27), stellen sie in leitenden Positionen immer noch eine Minderheit dar. Für das Jahr 2000 weist die Volkszählung gesamtschweizerisch einen Frauenanteil von knapp 16 % in den Unternehmensleitungen aus. 1970 waren es knappe 10 % Frauenanteil in den Unternehmensleitungen, 1980 und 1990 um die 11 %. Von 1970 bis 2000 ist kaum eine Veränderung des Frauenanteils in Unternehmensleitungen zu erken-

nen (vgl. Bühler & Heye 2005: 32f.). Auch zum Jahr 2014 ist kein markanter Zuwachs an Frauen in Führungspositionen auszumachen (vgl. BFS 2014b).²⁸ Im Branchenvergleich gilt: Je höher der Frauenanteil bei den Erwerbstätigen insgesamt, desto höher ist der Frauenanteil in den Unternehmensleitungen (vgl. BFS 2000a).

So erreicht das Gesundheits- und Sozialwesen mit 80 % weiblichen Erwerbstätigen mit 31 % den höchsten Frauenanteil in den Unternehmensleitungen. Ebenfalls relativ hohe Werte weisen das Gastgewerbe, die persönlichen Dienstleistungen und das Unterrichtswesen auf. Demgegenüber beschäftigen die Maschinenbau- und Holzindustrie oder das Baugewerbe und die Verkehrsbranche vergleichsweise nur sehr wenige Frauen und der Frauenanteil in den Direktionsetagen ist entsprechend minimal. [...] In keiner Region und keinem Wirtschaftszweig entspricht der Frauenanteil in den Unternehmensleitungen aber auch nur annähernd dem Frauenanteil an allen Erwerbstätigen. (BFS 2000a)

Das Phänomen typischer Frauenberufe und Männerberufe kann auch hier bestätigt werden. Die gestiegene Bildungsbeteiligung von Mädchen und jungen Frauen erleichtert ihnen den Einstieg ins Erwerbsleben. Auch der gesellschaftliche Wertewandel, dass es auch zur Lebensplanung von Frauen gehört einen Beruf zu erlernen und auszuüben, hat zur vermehrten Inklusion der Frau in den Arbeitsmarkt geführt (vgl. Dressel & Wanger 2010: 481). Durch ökonomische Zwänge, so z.B. durch das Scheidungsrisiko, da das Alleinerziehen der Kinder meist der Frau überlassen wird, aber auch durch ein wachsendes Arbeitslosenrisiko, wird die Erwerbstätigkeit für Frauen immer wichtiger. Mit der Alterung der Gesellschaft hat eine Frau, die mit 60 Jahren in den Ruhestand geht, heute durchschnittlich noch über ein Viertel ihres Lebens vor sich. Der Aspekt der eigenen Existenzsicherung und Altersvorsorge nimmt daher eine immer bedeutendere Rolle ein (vgl. ebd.).

²⁸ Durch eine Umformulierung des BFS Anfang 2010 der Frage nach der Stellung im Beruf kommt es zu markanten Veränderungen zwischen 2009 und 2011 in den Kategorien „Arbeitnehmende in Unternehmensleitung“, „Arbeitnehmende mit Vorgesetztenfunktion“ und „Arbeitnehmende ohne Vorgesetztenfunktion“ (vgl. BFS 2014b), daher werden hier wegen mangelnder Anschlussfähigkeit bzw. Definitionsabweichungen keine konkreten Zahlen wiedergegeben.

Einerseits kann festgestellt werden, dass die Frau immer mehr in den Arbeitsmarkt inkludiert ist. Dies kann als Fortschritt bezeichnet werden. Andererseits ist eine Stagnation auszumachen. Die Frau übernimmt noch heute den Mammutanteil in der Hausarbeit, hat daher eine schlechtere Arbeitsmarktsituation, da sie meistens in einem Teilzeitpensum arbeitet und nach wie vor ist eine Lohndiskriminierung zwischen den Geschlechtern auszumachen. Die Frau ist benachteiligt. Bei gleichem Anforderungsniveau verdienen Frauen überall weniger als Männer. Man kann daher von Frauen- und Männerlöhnen sprechen. Diese Lohnunterschiede zeigen sich in markanten regionalen Unterschieden bezüglich der absoluten Lohnhöhen von Frauen und Männern, aber auch bezüglich der geschlechtsspezifischen Lohnungleichheiten. Der Lohnrückstand der Frauen hat sich zwischen 1996 und 2002 gesamtschweizerisch von 23 % auf 21 % leicht verringert. Trotzdem verdienen Frauen nach wie vor im Durchschnitt deutlich weniger als Männer, dies auch bei gleichem Anforderungsniveau des Arbeitsplatzes (vgl. BFS 2002). Die grössten geschlechtsspezifischen Lohnungleichheiten sind bei den höchsten qualifizierten Arbeitnehmenden zu verzeichnen. Die geringsten bei einem mittleren Anforderungsniveau. Dabei ist in der Ostschweiz tendenziell die höchste Diskriminierung der Frau in Bezug auf ihre Entlohnung auszumachen. In der Genfer Seeregion ist diese tendenziell am geringsten (vgl. ebd.). Die Schweiz, als modernes Land, erscheint was die Erwerbstätigkeit von Frauen angeht (Arbeitsmarktintegration, Teilzeit- und Vollzeitbeschäftigung, Entlohnung etc.) eher rückständig. Eine positive Bilanz zu ziehen angesichts der Entwicklung der Frauenerwerbsquote wäre vorschnell. Eine abschliessende gute Übersicht zeigt die folgende tabellarische Darstellung.

Indikatoren zur Gleichstellung von Frau und Mann: Frauenanteil in %	
Höchster Bildungsabschluss¹	
Obligatorische Schule	55,9
Hochschule ²	47,4
Dozierende³	
Universitäre Hochschulen	38,6
Fachhochschulen	40,8
Erwerbstätigkeit⁴	
Vollzeiterwerbstätige (90 % +)	30,2
Teilzeiterwerbstätige (< 90 %)	75,7
Arbeitnehmende in Unternehmensleitung oder mit Vorgesetztenfunktion	35,0
Löhne⁵	
Vollzeitarbeitnehmende mit monatlichem Nettolohn ≤ 4'000 CHF (Total F+M: 19,6 %)	50,1
Vollzeitarbeitnehmende mit monatlichem Nettolohn > 8'000 CHF (Total F+M: 13,6 %)	16,1
Vertretung in der Politik	
Bundesrat (2016: 2 Frauen, 5 Männer)	28,6
Nationalrat (18.10.2015)	32,0
Ständerat (22.11.2015)	15,2
Kantonale Exekutiven (24.04.2016)	24,0
Kantonale Parlamente (10.04.2016)	25,6
¹ 25- bis 64-jährige ständige Wohnbevölkerung, 2015 ² Universitäre Hochschulen, Fachhochschulen und pädagogische Hochschulen ³ Professorinnen, übrige Dozentinnen, Assistentinnen und wissenschaftliche Mitarbeiterinnen, 2015 ⁴ Personen ab 15 Jahren, 2015 ⁵ Gesamtwirtschaft, 2014 <i>Letzte Aktualisierung der Daten: 30.08.2016</i>	

Tabelle 1: Indikatoren zur Gleichstellung von Frau und Mann: Frauenanteil in % (BFS)

Was steckt dahinter, dass diese gesellschaftliche Entwicklung in diesen Bereichen so starr ist? Wieso entscheiden sich nicht mehr Personen für eine egalitäre

partnerschaftliche Arbeitsteilung? Können diese Zahlen mit den Erkenntniswerkzeugen nach Bourdieu weiter analysiert und erklärt werden?

Mann und Frau sind zu fast gleichen Teilen am Erwerbsleben beteiligt, doch zeigen sich dabei relevante, divergente Unterschiede. Zum Beispiel sind Frauen öfters in Teilzeitanstellungen beschäftigt und in weniger qualifizierten, mit Prestige, Macht und Lohn konnotierten Professionen und Positionen tätig als Männer. Man kann daher von männlich geprägter Vollzeitarbeit und weiblich geprägter Teilzeitarbeit sprechen. Hausarbeit und Kinderbetreuung gehen Hand in Hand mit weiblich geprägter Teilzeitarbeit und einer Lohndiskriminierung der Frau. Auf die Arbeitszeiten von Männern (Teilzeit- oder Vollzeit, Anstellungsverhältnis und Position) haben Alter und Anzahl von Kindern hingegen kaum Auswirkungen. Generell gilt immer noch, je höher die Funktion ist, desto weniger Frauen sind auszumachen. Der Anteil der Frauen an der Spitze der 100 grössten Schweizer Unternehmen liegt auf Geschäftsleitungsebene auf 6 %, dies entspricht 52 Frauen. Der CEO Anteil beträgt 2.5 %. Das sind drei Frauen. Dabei hat die Hälfte der Frauen auf Geschäftsleitungsebene keinen Schweizer Pass (vgl. Schillingreport 2015: 24). Diese Zahlen sind seit zehn Jahren quasi konstant (vgl. Schillingreport Anhang 2015: 9). Anders als in anderen europäischen Ländern gibt es in Schweizer Unternehmen (noch) keine Frauenquoten, sie werden aber auch hierzulande diskutiert.

Es interessiert hier, wie diese Zahlen zustande kommen und sich qualitativ begründen lassen. Auch wenn Frauen im Kaderarbeitsmarkt noch immer untervertreten sind, machen einige wenige dennoch „Karriere“. Wie kommt es dazu? Warum ist es immer noch nur ein kleiner Teil der erwerbstätigen Schweizerinnen, die schliesslich Karriere machen, wenn das Bildungsniveau zwischen Männer und Frauen heutzutage quasi gleich ausfällt? Was sind die hier verborgenen Mechanismen und Effekte? Wie erleben es Frauen, welche in einer solchen Spitzenposition tätig sind? Wie begründen sie selbst, dass sie es „geschafft“ haben, Frauen aber dennoch die klare Minderheit bilden? Wie lässt sich diese Trägheit der Entwicklung begründen? Das Argument der fehlenden höheren Bildung kann insbesondere für jüngere Frauenkohorten kein befriedigendes

Argument mehr liefern. Es gilt den sogenannten *Selbstausschluss* (vgl. Bourdieu 2005: 73) der Frau zu prüfen. Dieser wird aber oft und schnell tabuisiert, weil er als bewusstes Handeln verstanden wird und mit Schuldzuweisung einhergeht. Verständlicherweise wehren sich viele Frauen gegen diesen Vorwurf. Im Rahmen des Habitus-Konzepts hat dieser *Selbstausschluss* aber weder etwas mit einem bewussten und somit reflexiven Handeln zu tun, noch mit einer Schuldzuweisung. Die geringe Anzahl von Frauen in Spitzenpositionen wird auch einer sogenannten „Gläsernen Decke“ zugeschrieben (vgl. Littmann-Wernli & Schubert 2001). Dabei gründet diese geschaffene Barriere auf Diskriminierungsmechanismen. So zum Beispiel wenn der Arbeitgeber bei der Auswahl seiner Führungskräfte von stereotypen Annahmen ausgeht (vgl. Arrow 1973). Wie z.B., dass Frauen aufgrund ihrer häufig auftretenden Doppelbelastung, Erwerbsarbeit und Hausarbeit, eine geringere Produktivität und ein höheres Fluktuationsrisiko als Männer aufweisen (vgl. Dressel & Wanger 2010: 485). Oder dass Frauen einfach als weniger qualifiziert für gewisse Arbeiten angesehen werden als Männer, einfach nur weil sie Frauen sind.

Oft konzentrieren sich Frauen auch auf einen prestigeärmeren und einkommensschwächeren Berufsbereich. Damit ist eine einhergehende Einkommensdiscrepanz zwischen den Geschlechtern auszumachen, was schliesslich auch die familiäre Arbeitsteilung beeinflusst. Frauen widmen sich viel öfter als Männer der Reproduktionsarbeit. Dies könnte mit höheren Löhnen und Lohnerwartungen der Männer erklärt werden und umgekehrt. Die geschlechtsspezifische Arbeitsmarktsegregation ist daher nicht nur Resultat, sondern auch Verstärker ungleicher Arbeitsmarktchancen (vgl. Dressel & Wanger 2010: 486).

Die jahrzehntelang geführte Diskussion über die Gleichstellung von Arbeitsmarkt war – bei oberflächlicher Betrachtung – erfolgreich: Frauen sind heute stärker in den Arbeitsmarkt integriert als das noch in den Blütezeiten der Hausfrauenehe der 1950er und 1960er Jahre der Fall war. Teilzeiterwerbstätigkeit, wie sie viele berufstätige Mütter heute praktizieren, mindert jedoch Karrierechancen und führt ebenso wie ihre Konzentration auf typische Frauenberufe zu schlechteren Arbeitsmarkterträgen, die bis in die Alterssicherung hineinreichen. (Dressel & Wanger 2010: 487)

Der Schweizer Arbeitsmarkt zeigt sich sehr segregiert. Trotz dem Anstieg des Bildungsstandes und der Erwerbsquote der Frau, sind die Arbeitsmarktchancen zwischen den Geschlechtern ungleich verteilt. Dies wird vom Schweizer Bundesamt für Statistik hauptsächlich über die Arbeitsteilung in Paarbeziehungen begründet. Das Geschlechterverhältnis zwischen Mann und Frau, die Organisation und Struktur der Produktions- und Reproduktionsarbeit einer Paarbeziehung, kann daher Aufschluss über das Arbeitsmarktverhalten der Geschlechter geben.

2.4 Theoretische Positionierung

Das vorliegende Dissertationsprojekt ist im Rahmen einer Gesellschaftstheorie als Geschlechtertheorie zu verordnen, welches die gesellschaftliche und somit geschlechtliche Ordnung anhand des weiblichen Habitus am Beispiel der Kader-Arbeitswelt in der Deutschschweiz bearbeitet. Es leistet einen Anschlussbeitrag an Bourdieus Ausführungen über die männliche Herrschaft. Der Begriff der „Karriere“ oder des „Karrieremachens“ wird dabei als das Innehaben einer Führungsposition in der Schweizer Wirtschaft verstanden und gebraucht. Der Begriff der Führungsposition wird auch als Synonym für Kaderarbeitskraft oder ProkuristIn gebraucht. Auch beim Begriff der Führungsposition (wie auch bei den zuvor präsentierten Kennzahlen des Schweizer Arbeitsmarktes) wird sich auf die Begriffsverwendung des schweizerischen Bundesamtes für Statistik zu *Frauen in Führungspositionen* gestützt:

Um die Personen in Führungspositionen zu berechnen, wurde die Modalität „Arbeitnehmende in Unternehmensleitung“ der harmonisierten Variable (der Volkszählungen 1970 bis 2000) „Stellung im Beruf“ verwendet. Unter Unternehmensleitung versteht man dabei Direktoren, Prokuristen, Chefbeamte und andere obere Kaderpositionen. (BFS 2005a)

Es ist belegt, dass Frauen im Deutschschweizer Kader untervertreten sind. Anhand von Bourdieus Habitus-Konzept soll aufgedeckt werden, was für verborgene Mechanismen diesem Phänomen zugrunde liegen, resp. ob die männliche Herrschaft nach Bourdieu (2005) so auszumachen ist. Geschlecht wird als

soziale Kategorie verstanden. Betrachtet man nun Organisationen und wie dabei Geschlecht gehandhabt wird, so zum Beispiel die Integration der Frau in den Deutschschweizer Kaderarbeitsmarkt, können Organisationen als Strukturierungsprinzip der modernen Gesellschaft beschrieben werden. Organisationen treten als „Katalysator“ gesellschaftlicher Entwicklung in Erscheinung und auch wenn sie diese nicht steuern, können sie massgebend an der Produktion und Reproduktion von gesellschaftlichen Normen beteiligt sein. Das Habitus-Konzept erweist sich dabei als besonders geeignet, unbewusste und verborgene Praktiken zu Tage zu fördern. Der Habitus gibt dabei nicht Aufschluss über kognitives Wissen, sondern über Gewohnheiten und Einstellungen, Vorlieben und Geschmack. Der Alltag und inhärente Alltagspraktiken sind daher geprägt und strukturiert nach Selbstverständlichkeiten, die als natürlich wahrgenommen werden. Das Individuum wird hier von vornherein als vergesellschaftetes gedacht. Dabei ist der Habitus-Begriff nicht als statisch zu verstehen, er ist wandelbar. In Bezug auf das Geschlecht wird weiter von einem geschlechtsspezifischen Habitus ausgegangen. Geht man von der Annahme aus, dass eine Frau erst zur Frau wird und nicht als Frau geboren wurde, eignet frau sich also im Laufe des Lebens einen weiblichen Habitus an. Ein Mädchen erfährt früh, was als weiblich/männlich gilt, wie sich ein Mädchen anzuziehen hat, mit was ein Mädchen spielt und was weibliche Vorlieben sind.²⁹ Es soll hier nicht an der *Mutter-Kind-Karriere* Debatte hängen geblieben werden, diese wird als reaktiv und als nicht gewinnbringend eingestuft, da hier die latenten Strukturen der Arbeitsorganisation der Geschlechter zentral sind. Nicht das Gebären ist im 21. Jahrhundert der Brennpunkt, sondern wie die Arbeitsteilung der Produktions- und Reproduktionsarbeit danach organisiert ist. Sprich der Habitus, was für Ansprüche die Frau hat, wie sie ihr Leben im 21. Jahrhundert selbst sieht und was als möglich oder unmöglich erachtet wird. Ob mit Kind/ern oder ohne.

²⁹ Die Liste, was als männlich und was als weiblich gilt, scheint unerschöpflich. Dies reicht von Verhalten, Vorlieben (Spielzeug, Hobbies, Veranstaltungen), Körperhaltung (Gang, Sitzen, Gesten etc.), über Kleidung, Accessoires, Kosmetik, über die Studien- und Berufswahl etc.

Dabei interessiert auch speziell, wie die Schweiz sich als Arbeitsmarkt präsentiert. Es interessiert, wie der Habitus in Bezug auf Karrierevorstellungen im 21. Jahrhundert aussieht. Wie weibliche Karrierevorstellungen und Ansprüche zustande kommen und wie diese in der Schweiz ausgelebt werden (können). Das Habitus-Konzept gibt vertiefte Einblicke in die Selbstwahrnehmung, Selbstrepräsentation und das Selbstmanagement der Interviewpartnerinnen. Die heutige Rollenverteilung und Rollenattribute von „Mann und Frau“ werden nicht als zufällige soziale Struktur verstanden, sondern als Vergesellschaftungsprozess, auf den immer wieder reagiert und der immer wieder reproduziert wird. Vieles in der Entwicklungsgeschichte des Menschen kann auf praktische Überlebenspraktiken zurückgeführt werden, doch im 21. Jahrhundert, in einer modernen, kapitalistischen (funktional differenzierten) Gesellschaft, kann und soll dies nicht mehr die Erklärungsgrundlage für das menschliche/geschlechtliche Zusammenleben bilden. Wir überleben nicht, wir leben und organisieren. Es sollen der Sinnhorizont und die Erklärungsgrundlagen der Betroffenen herausgearbeitet, analysiert und diskutiert werden. Wo liegen die persönlichen Weichensteller? Was sind auf gesellschaftlicher Ebene institutionelle und strukturelle Herausforderungen?

Für Bourdieu ist klar, dass nicht einfach eine Bewusstseinsänderung reicht, um den Habitus zu ändern. Es verlangt mehr, auch auf gesamt-gesellschaftlicher Ebene, wie er dies in seinem Buch *Die männliche Herrschaft* (2005) ausgeführt hat. Die These wird hier vertreten, dass es Veränderungen der vergeschlechtlichten Dispositionen in Bezug auf die Gestaltung des Berufslebens von Frauen gibt: Dass sich der weibliche Habitus reziprok mit dem Konzept der Familie (Partner, Lebensmodelle und -situationen), Schule (Ganztagesstrukturen an Schulen, familienexterne Kinderbetreuung), dem Staat (Hilfsangebote wie Kinderkrippen, Kinderhorte, Mittagstische, Beratung, finanzielle Unterstützung, Förderprogramme etc.) und im Zuge der Globalisierung (ausländische Arbeitskräfte, weibliche ausländische Führungspersönlichkeiten) wandelt. Die patriarchale heteronormative Geschlechterordnung zu ändern, ist nur möglich, wenn die bestehende Gesellschaftsordnung „überarbeitet“ wird. Dabei handelt es sich um ein Reziprozitäts-Prinzip. Frauen, die Karriere machen, entsprechen nicht der

zugedachten Rolle der Beherrschten, die der männlichen Herrschaft Unterworfenen. Diese Frauen haben auch kein „traditionelles Familienmodell“ gewählt, wie sich in der vorliegenden empirischen Studie noch zeigen wird und sie leben auch sonst für Schweizer Standards eher unkonventionell.

Zusammenfassend wurde im zweiten Kapitel der theoretischen Rahmung zuerst Bourdieus Gedankengut hin auf die Geschlechterordnung wiedergegeben (vgl. Kapitel 2.1). Sein Konzept der männlichen Herrschaft (Bourdieu 2005) wurde eingeführt und veranschaulicht. Bourdieu hat seine empirischen Analysen an der kabyllischen Gesellschaft in den 1950er Jahren durchgeführt. Wie ist das Konzept im Jahr 2015 einzuordnen? Gegenwärtige gesellschaftstheoretische Überlegungen (siehe Kapitel 2.2) bestätigen nach wie vor Bourdieus Erkenntnisse. Geschlecht und deren Bearbeitung, Bewertung und die daraus folgende Einteilung, zeigt sich als historisch kontingenter Prozess. Der Mann und alles was als männlich gilt, erlebte dabei immer eine Aufwertung und ist mit gesellschaftlicher Anerkennung und Prestige verbunden. Auf die Frau und Weiblichkeit trifft jeweils das Gegenteil zu, eine Abwertung. Die Menschheitsgeschichte ist von diesem Phänomen geprägt. Wissenschaftlich ist dies daher keine neue Erkenntnis. Der Umgang mit dieser Thematik erfuhr aber unterschiedliche Bearbeitungen in gesellschaftlicher Bewertung und Akzeptanz. So wehren sich vor allem Frauen selbst seit Mitte des 19. Jahrhunderts gegen diese Ungleichbewertung (Abwertung) und -behandlung der Frau gegenüber dem Mann. Der Diskurs rund um die Geschlechterforschung ist daher auch demensprechend jung und virulent. Im 21. Jahrhundert fordern Frauen die gleichen Rechte wie Männer, die gleichen Möglichkeiten und die gleiche Teilhabe an der Gesellschaft. So auch am Kaderarbeitsmarkt. Zwar ist eine Sensibilisierung (Gleichstellungsmassnahmen) zum Thema Geschlecht und Arbeit auszumachen, dennoch zeigt sich das Muster zwischen der Beziehung von Geschlecht und Arbeit eindeutig – eine geschlechtshierarchische Arbeitsteilung zwischen (männlich dominierten) Professionen und (weiblichen) Semiprofessionen (vgl. Kapitel 2.3). Typische Männerberufe und Männerarbeit weisen viel Macht, Prestige, Lohn etc. auf, auf typische Frauenberufe und Frauenarbeit trifft das Gegenteil zu. Die männliche

Herrschaft (vgl. Bourdieu 2005) ist daher auch in der Arbeitswelt als paradigmatischer Fall der symbolischen Herrschaft auszumachen. Geschlecht funktioniert auch in der Arbeitswelt als Strukturierung und Symbolisierung von Arbeitsteilung und Berufsarbeit. Geschlecht ist daher entscheidend für die Art und Weise wie Arbeit organisiert ist (vgl. Wetterer 2002) und diese Arbeitsorganisation ist wiederum reziprok mit der Konstruktion von Geschlechtlichkeit (vgl. Teubner 2010: 499) verzahnt. In der Betrachtung des Schweizer Arbeitsmarktes können diese zuvor theoretisch erarbeiteten Befunde zu Geschlecht und Arbeit bestätigt werden. Die Zahlen des Schweizer Bundesamtes für Statistik belegen daher die von Bourdieu (2005) ausgeführte männliche Herrschaft. In der Arbeitswelt ist in spezifischer Weise die Reproduktion der Geschlechterverhältnisse als männliche Herrschaft über die Frau, als paradigmatischer Fall der symbolischen Herrschaft auszumachen (vgl. Bourdieu & Wacquant 1996: 208).

Im Gedankengut schliesst die vorliegende Arbeit an Bourdieus Geschlechtertheorie an, fordert aber eine Erweiterung seines Konzepts, resp. erweitert dieses mit Praxisbeiträgen aus dem 21. Jahrhundert. Bei dem Begriff des Geschlechts wird sich auf Maihofers (1995) *Geschlecht als Existenzweise* gestützt. Geschlecht als Existenzweise wird als sehr ähnliches Konzept wie das des Habitus nach Bourdieu verstanden. Frauen in Führungsfunktionen, vor allem in einem sehr männlichen Arbeitsumfeld wie z.B. das der Bank, sprengen den weiblichen Habitus auf, da sie sonst gar nicht dorthin gelangt, resp. hingekommen wären. Ein weiblicher CFO einer führenden Schweizer Bank ist nicht denkbar als passives, unterworfenes Objekt. Bourdieus Konzepte sind sehr fruchtbar und reichhaltig als Werkzeug zur Bearbeitung des erwähnten Phänomens. Vor allem wenn man bedenkt, dass er seine empirischen Studien in den 1960er Jahren in Algerien, an einer kabyllischen, traditionell-bäuerlichen Gemeinschaft begonnen hat.³⁰ Die zu erforschenden Fragen stellen sich daher folgendermassen: Wie können Bourdieus Konzepte gewinnbringend erweitert

³⁰ Zum Ursprung und der Prägung der bourdieuschen Theorie der Praxis siehe Schultheis 2003.

werden? Wie ist dieser „aufgesprengte“ weibliche Habitus zu erfassen? Und wie wirkt dieser ein auf die gesellschaftliche/geschlechtliche Ordnung?

Bourdieu leistet einen Beitrag für die Gesellschaftstheorie, als auch für die Geschlechtertheorie. Um die bestehenden Verhältnisse zu analysieren, sollte dies nicht getrennt werden und der gesellschaftliche Gesamtzusammenhang sollte im Auge behalten werden. Bourdieus Betrag einer kritischen Theorie des Geschlechts und der Geschlechterverhältnisse werden hier genutzt. Geschlecht wird folglich als soziale Konstruktion behandelt. Geschlechtszugehörigkeit und Zweigeschlechtlichkeit werden als soziale Klassifikations- und Differenzierungsprinzipien verstanden und nicht als eine Vorgabe der Natur. Geschlecht ist daher ein Ergebnis eines Prozesses sozialer Konstruktionsarbeit (vgl. Teubner & Wetterer 1999: 12f.). Der Unterschied der Geschlechter, was zeichnet eine Frau aus, was einen Mann (hier in Bezug auf den Deutschschweizer Arbeitsmarkt), gründet nicht im Unterschied der Geschlechter selbst, sondern unsere kulturhistorisch geprägten Geschlechterverhältnisse sind Ursache für die Zuschreibung (Eignung, Kompetenzen, Erziehung) von Geschlechterrollen. Die Ursache für Geschlechterunterschiede ist also nicht im Geschlecht selbst zu suchen, sondern in unserer bestehenden Gesellschaft (symbolische Ordnung) und ihren Geschlechterarrangements (männliche Herrschaft) (vgl. Wetterer 1993: 8ff. & 57ff.) – Geschlecht als gesellschaftliches Phänomen und als individuelle Leistung des Selbstpositionierens im Rahmen der Geschlechterordnung. Dies ist kein natürlich oder frei wählbarer Prozess, sondern ist orientiert an den bestehenden, vorherrschenden gesellschaftlichen Geschlechtervorstellungen und deren Implikationen. Diese gesellschaftlichen Geschlechtervorstellungen werden durch den Habitus verinnerlicht und so als natürlich angesehen und gelebt. Das Resultat ist eine Biologisierung (Naturalisierung) des Geschlechts. „Die Ausbildung von Geschlechtlichkeit ist nach wie vor eine der zentralen hegemonialen Normen „unserer“ westlichen Gesellschaften, wenn auch nicht mehr ungebrochen“ (Maihofer 2003: 1449). Oder und noch immer, wie es Goffman (1994: 131) formuliert hat: „Das Geschlecht, nicht die Religion, ist das Opium des Volkes.“ Mit dem Glauben daran, dass *sex* (biologisches Geschlecht) *gender* (soziales

Geschlecht) bedingt, bedingt *gender sex*, nach dem Prinzip der Reziprozität. Es wurde aufgezeigt, dass diese in den 1970er Jahren aufgekommene Trennung ein ahistorisches Verständnis von Geschlechtlichkeit (*gender*) impliziert. Aber nicht nur das soziale Geschlecht ist wandelbar, sondern es konnte gezeigt werden, dass auch das Verständnis des biologischen Geschlechts historisch variabel und somit erklärungsbedürftig ist (vgl. Maihofer 1995: 21). Geschlecht wird daher als Existenzweise nach Maihofer (1995) definiert, „[...] als komplexe Verbindung verschiedener historisch entstandener Denk- und Gefühlsweisen, Körperpraxen und -formen sowie gesellschaftlicher Verhältnisse und Institutionen, eben eine historisch bestimmte Art und Weise zu *existieren*“ (Maihofer 1995: 85; Hervorhebung im Original). Auch eine stete Zweiteilung der Gesellschaft in Mann und Frau bedingt sich reziprok. An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass es auch Menschen gibt, die nicht mit einem eindeutigen Geschlecht geboren werden. Oder es werden auch Debatten um die Einführung und Anerkennung eines dritten offiziellen Geschlechts geführt. Geschlecht wird folglich als gesellschaftliches Organisations- und Herrschaftsprinzip bearbeitet, welches sich klar an patriarchalen, heterosexuellen Normen orientiert.³¹ Genauso ist der Arbeitsmarkt nach diesen Normen organisiert und die Frage ist, wie sich Frauen damit zurechtfinden. Arbeitsteilung, das gegensätzliche Denken von Reproduktions- und Produktionsarbeit, partnerschaftliche Familienarrangements, all dies sind Produkte der symbolischen Ordnung der Geschlechter. An dieser Stelle sei die zentrale Fragestellung wiederholt: *Wie kann der Habitus von Frauen in Führungspositionen, anhand ihrer Selbstverhältnisse, Selbstdarstellung und ihres Selbstmanagements beschrieben werden, ergo wie ist dieser Habitus konstruiert? Wie beeinflusst dieser Habitus die Gestaltung der beruflichen Laufbahn von Frauen, resp. wie lässt sich dieser Habitus dekonstruieren in Bezug auf die Thematik „Frauen und Karriere“?* Die Prämissen sind dabei, dass der Habitus

³¹ Es sind noch weitere Normen, resp. Diskriminierungen von der männlichen Herrschaft ausgehend auszumachen. So z.B. gegenüber Homosexuellen oder gegenüber verschiedenen Hautfarben (Ethnie). Diese werden in der vorliegenden Arbeit nicht berücksichtigt, da hier das Geschlecht im Vordergrund steht.

durch gesellschaftlich dominante Arrangements der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, Herrschafts- und Machtverhältnisse existiert und reproduziert wird – der Habitus geht über Interaktionen hinaus. Bevor nun die Analyse der hier vorliegenden Daten folgt, werden zunächst die Methoden, von der Datenauswahl, -erhebung bis hin zur Datenauswertung wiedergegeben.

Arrivierte Frauen

Der riskante Weg in Spitzenpositionen der Wirtschaft

Lellé, N.

2017, XVI, 304 S. 6 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-16739-4